Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ELFTES HEFT ◆ 6. JAHRGANG ◆ NOVEMBER 1919

INHALT:

Wladimir Astrow: Kirejewski, der Slavophile
Else Lasker-Schüler: Gedichte
Reinhard Koester: Sybille oder die Frau im Mondlicht
Ulrich Steindorff: Gedichte
Oscar Guttmann: An meine lieben Proleten
Otto Zarek: Berufung

EINZELPREIS 2,50 MARK VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Im November erscheint:

Alte Tierfabeln

nach Karl Wilhelm Ramlers Fabellese
mit 75 Steinzeichnungen von

August Saul

Gebunden 30 Mark

Karl Wilhelm Ramlers Fabellese aus dem Jahre 1783 ist nie veraltet, weil die Welt, die sich in dem Buche spiegelt, nicht gestorben ist. Die altfritzische Sprache, mit der es seine ewigen Wahrheiten sagt, die allgemein menschlichen und die politischen, macht es doppelt wirksam, und die alte Schreibart der Worte verstärkt diesen Reiz, in dem sich zwei Zeitalter begegnen. Keinem andern war der Stoff der Tierfabeln so natürlich wie August Saul. Nur er konnte hier mehr geben als ihren klaren einfachen Ton: ein wertvolles Stück seiner selbst in neuer äußerer Form. Zum erstenmal schließt er Wort und Bild im Buch zusammen, und durch den seltenen Einklang von zwei künstlerischen Sprachen ist hier ein Werk zustande gekommen, das klassisch zu werden verdient.

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin

Wladimir Astrow:

KIREJEWSKI, DER SLAVOPHILE

Wenn der Westeuropäer an die russische Seele denkt, so vergegenwärtigt er sich einige markante Dichtergestalten aus dem letzten Jahrhundert. Tolstoi, Turgeniew, Dostojewski: alle drei so einheitlich fremdartig und dabei voll unversöhnlicher Gegensätze, daß unwillkürlich die Empfindung auftaucht, in dieser Vereinigung des Widersprechenden bestehe die Eigenart des Russentums. Sind doch gerade diese drei Repräsentanten und Bildner des modernen russischen Geistes wie ein lebendiger Beleg für eine solche Überzeugung: alle drei sind sie in ihrer scharf ausgeprägten und mannigfaltigen Gegensätzlichkeit aus dem genialen Erleben und Schaffen Gogols hervorgegangen. Gogol ist der Schöpfer des Realismus in der russischen Literatur; der literarische Realismus war Ausdruck und Träger des freisinnigen, westeuropäisch orientierten Geistes, in welchem letzten Endes der extremste russische Radikalismus verwurzelt ist. Gogol war aber auch ein Freund der ersten Slavophilen, ein überzeugter Prediger der drei berüchtigten Grundsätze aller echt-russischen Reaktion: Vaterland, Kirche, Zar.

Was aber dem Westeuropäer die russische Seele so besonders fremdartig erscheinen läßt, das ist meistenteils die Unkenntnis ihrer individuellen Entwicklungsschicksale; die hervorragenden bekannten Gestalten tauchen für ihn riesenhaft isoliert und plötzlich aus einem undurchdringlichen Dunkel hervor. Die Beleuchtung der verborgenen lebendigen Zusammenhänge müßte so manche irrige Vorstellung und manche Illusion entkräften, die leicht zur hemmenden Scheidewand wird. In Wirklichkeit ist der Entwicklungslauf der russischen Seele den allgemeinen Bewegungsbahnen des westeuropäischen Geisteslebens keineswegs so fremd und entgegengesetzt gewesen; es waren vielmehr die gleichen Tendenzen und Kräfte, welche zu denselben Abwegen, Kämpfen und Auswegslosigkeiten führten. Nur gelangte der tragische Zusammenprall — oder richtiger vielleicht: Zusammenbruch — der alten Kultur im Russentum am deutlichsten und heftigsten

zum Ausdruck. Der Russe, gerade weil er leicht einseitig und doktrinär-konsequent wird, erschien schon oft als das Mene Tekel des europäischen Schicksals. Dies mindestens ebenso sehr im Geistigen wie im Politischen. Schon deswegen erheischt die russische Seele immer noch gespannteste Aufmerksamkeit.

*

Ein Grundzug der russischen Entwicklungsgeschichte ist der Mangel an einer großzügigen Kontinuität. Noch ehe die Stämme, die sich in der Folge zum russischen Volke kristallisierten, die Urkeime der altslavischen Mythologie zur vollen eigenartigen Ausbildung bringen konnten, wurden sie in die Geisteswelt des Christentums hineingezwängt. In langsamer Anpassung und Verarbeitung begannen sie in dem neu empfangenen Geiste zu reifen. Die wunderbare, dem Westeuropäer noch immer so gut wie unbekannte lyrische und epische Dichtung der alten Russen war das Erzeugnis dieser Jahrhunderte währenden Wandlung — und sie legt fesselndes Zeugnis ab für den Reichtum und die Bedeutsamkeit der in dieser dunkel gebliebenen Seele verborgenen Schöpfungsanlagen. Aber es blieb alles in den Anfängen, Bruchstück — das Epos wie das urtümliche Mythengebilde. Denn wie das Christentum von außen her gekommen war, ebenso gewaltsam brach über die russische Seele die Woge der antichristlichen Aufklärung herein und hielt aufs neue die kaum begonnene selbständige geistige Kristallisation hintan. So häuften sich in ihr noch ungeschieden die entgegengesetzten Gewalten, durch den allzuraschen Wechsel eine übermäßige Empfänglichkeit und Empfindlichkeit erzeugend und noch mehr bedeutsame Keime lähmend. Die eigentliche Berührung der russischen Seele mit dem westeuropäischen Christentum fand zu einem Zeitpunkte statt, wo das letztere selbst schon beinahe in voller Auflösung sich befand. Wie sehnsuchtsvoll die russische Seele dieser Befruchtung entgegenstrebte, wie vernichtend enttäuschend diese Einwirkung ausfallen mußte seitens einer Kultur, welche selbst in die Brüche ging, beweist die eigentümliche Renaissancekunst Rußlands, welche erst vor kurzem wieder ans Licht gefördert worden ist. Der russische Geist war nicht stark genug, um den Anprall der geistigen Krisis des Christentums auszuhalten, er konnte aber auch nicht ohne Widerstand unterliegen. Er wurde bewußt ungläubig, ja oft noch ungläubiger als seine westlichen Aufklärer, indessen die alten Mächte in seiner dumpfen Tiefe fortbrüteten. Einmal mußte es freilich zur Entscheidung kommen. Der erste große Waffengang wurde im Treffen zwischen den „Westlern“ und „Slavophilen“ ausgetragen.

*

Ähnlich wie seinerzeit die ersten romantischen Kreise in Deutschland, bildeten sich in Rußland seit Beginn des verflossenen Jahrhunderts vereinzelte Gruppen schwärmerischer, idealistisch gesinnter Jünglinge. Aus ihren Reihen traten allmählich die führenden Geister des neuen, langsam erwachenden Rußlands hervor: ein Belinski und Herzen, ein Chomjakow und Kirejewski. Standen bei den deutschen Romantikern im Mittelpunkte Fragen der Kunst, so handelte es sich für die Russen vornehmlich um die Fragen: gibt es einen Gott und eine Unsterblichkeit, oder nicht? Und, in beiden Fällen, wie sollen wir leben und uns verhalten, was sollen wir mit unseren Kräften anfangen, und wie können wir unseren Nächsten helfen? Und auf all diese Fragen sollte ihnen „der Westen" Antwort geben.

Inniges Mitleid rufen sie hervor, diese hingebend gläubigen, außergewöhnlich begabten Naturen — die besten ihres Volkes — die voll schöpferischer Unruhe nach Westen ziehen, in das „Land heiliger Wunder", um in Paris, Berlin und München Klärung und Festigung zu suchen für Bedürfnisse, die zu Hause keine Befriedigung finden konnten — und die nun zurückkehren: enttäuscht, mit aufreibenden Zweifeln, mit einer entnervenden „Reflexion". Die naive volkstümliche Gläubigkeit war für immer dahin. Jetzt galt es den Kampf nicht wider Andersgläubige, nicht um Sitten und Dogmen, sondern gegen den eigenen Unglauben und um das eigene Seelenheil. Die höchsten Werte des Lebens, die sublimsten Regungen des Geistes, die herrlichsten Ahnungen des Herzens konnten sich nicht mehr frei und schöpferisch entfalten, denn immer mehr und mehr schien ihr Daseinsrecht entwurzelt. Ein klaffender Riß entstand, und er trennte Menschen von einander und zerriß lebendige, verblutende Seelen.

Herzen schlug sich auf die Seite des „Westens", der Naturwissenschaft und der Vernunft; Kirejewski und Chomjakow waren die ersten Slavophilen. Wie es bei ihren Diskussionen zuging, schildert einmal Herzen in seinen Erinnerungen:

— — „Wie? — — sagte Chomjakow etwas erstaunt. — — Sie können diese schrecklichen Folgen der wildesten Immanenz annehmen — und in ihrer Seele empört sich nichts dagegen?

— — Ich kann es — erwiderte Herzen — weil die Folgerungen der Vernunft unabhängig sind davon, ob ich sie will oder nicht.

— — Nun, sie sind wenigstens konsequent; was aber, wenn der Mensch, um sich mit diesen trostlosen Folgerungen Eurer Wissenschaft auszusöhnen, erst seiner Seele das Genick brechen muß?

— — Beweisen Sie mir, daß Ihre Nichtwissenschaft wahrer ist, und ich werde sie ebenso offen und furchtlos annehmen, wohin sie mich auch führen mag.

— — Dazu ist Glaube nötig.

— — Jawohl, Alexej Stepanowitsch, wenn dieser aber fehlt?"

*

Was die kulturhistorische Bedingtheit und die Genealogie des Slavophilentums anbelangt, so strömten in demselben neben den eigenen, auf russischem Boden entsprungenen, noch viele fremde, vom Westen zugeflossene Bäche zusammen. Der Beginn des 19. Jahrhunderts war bekanntlich begleitet von einem mächtigen Aufflackern eines eigenartigen nationalen Messianismus, der wie ein Lauffeuer über die meisten Länder Europas sich ergoß, aber bezeichnender Weise mit Vorzug die in ihrer Zivilisation mehr zurückgebliebenen oder augenblicklich gehemmten Völker zu ergreifen schien. Alle gingen sie von der Tatsache, oder wenigstens Überzeugung aus, daß die große europäische Kultur, in sich zerfressen und aus Mangel an frischen schöpferischen Kräften, dem Untergange schleunig zueile. Dies bedeutete unleugbar eine Reaktion und eine Art Selbstschutz gegen die geistige Verheerung durch die rationalistische Aufklärung der vorangegangenen Epoche. Nun wollte aber ein jedes Volk allein im Besitze derjenigen Kräfte und Heilmittel sein, durch welche Europa in letzter Stunde noch errettet werden könnte. In Deutschland wurzelte dieser Gedanke in der romantischen Philosophie. Da wurde der Gedanke erzeugt, daß die verschiedenen Völker Repräsentanten und Träger von besonderen welthistorischen Ideen seien, die auf einander folgen und sich ablösen, und deren letzte die erlösende und endgültige Synthese enthalte. Da beeilte sich nun ein jedes Volk, die Merkmale dieser erlösenden Idee in sich zu erkennen und für sich ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Deutsche und Skandinavier, Italiener und Franzosen, die Böhmen und Serbo-Kroaten, insbesondere aber Polen und dann auch die Russen wetteiferten hierin. Man erblickte die rettende Kraft im Katholizismus, im germanischen Volkscharakter, im unverbrauchten slavischen Geiste, und die Russen — — im Pravoslaventum.

Die russische Intelligenz befand sich dazumal in einem äußerst kritischen Augenblicke. Sie hatte rücksichtslos alle Brücken abgebrochen, der eigenen Vergangenheit entsagt, sie brauchte aufmunternde, neubelebende Säfte, und was erhielt sie? Den Materialismus der Enzyklopädisten, das Vernunftideal und die Freiheit der Revolution, die sich selbst aufzehrende Glut der

romantischen Phantasie, den Verzweiflungsaufschrei des Byronismus. Dies erzeugte das aufreibende Bewußtsein völliger Leere und Haltlosigkeit, selbstverspottende Skepsis, fruchtloses Grübeln und Selbstentzweiung. Wenn auch im Verfolge aus diesem Grunde die vertiefte psychologische Kunst der Russen mit entsprossen ist, so war doch dieser Zustand unerträglich, und verzweifelt suchten die Besten nach einem Ausweg, nach einem lebendigen und lebenverheißenden Ideal. Es entbrannte die Sehnsucht nach vollem, ungeteiltem Gefühl, nach selbstvergessenem Schaffen, nach einheitlichem inneren Leben. Dieses verlorene Paradies glaubten nun die russischen Messianisten — — Slavophilen hieß man sie später — — in der pravoslavischen Volksseele und im russischen Mittelalter gefunden zu haben. Die „Westler" hingegen, mehr dem allgemeinen Geiste des jungen revolutionären Europas folgend, suchten Erlösung im Traume einer sozialistisch erneuerten Menschheit, zumal ja auch der Sozialismus die messianische Idealisierung einer bestimmten Volksklasse enthielt. Vorläufig lag jedoch die Kraft der „Westler" vornehmlich in der Negation, in der revolutionären Aufdeckung unheilbarer Widersprüche und Unhaltbarkeiten innerhalb der bestehenden Kultur. Je einschneidender und umfassender diese Kritik in das gesamte Leben eindrang, je rückhaltloser ihre Zersetzungsarbeit wurde, desto ärmer und verödeter wurde das Geistesleben, bis es dem rohesten Utilitarismus, dem doktrinärsten Materialismus und der blindesten Zerstörungswut verfiel. In eben demselben Maße wuchs die Angst und der Rettungsdrang derjenigen, welche nicht ohne vertiefte Auffassung der Welt, ohne allumspannendes geistig-religiöses Ideal leben konnten. Hier ist die Wurzel und der Kernpunkt der slavophilen Bestrebungen. Aus dem Westen sahen sie die Sintflut einer rationalistischen Auflösung alles höheren Lebens heranwogen, die Möglichkeit einer neuartigen, vollkommeneren Einheit aller Seelenkräfte kannten sie ebensowenig wie die Rationalisten, und so flüchteten sie sich in die illusionäre Konstruktion einer vollkommenen, harmonischen altrussischen Vergangenheit. So geschah es, daß die „Westler" im Namen der vollkommenen Zukunft einem absoluten Nihilismus entgegenstrebten, indessen die Slavophilen, welche eine Erneuerung des Lebens ersehnten, zu blinden Reaktionären — auf allen Gebieten — wurden. Sie mußten um jeden Preis den alten Christengott retten, und suchten sich verzweifelt zu überreden, daß die alte russische Kultur — etwa bis zum westlerischen Abfall Peters des Großen — trotz ihrer mancherlei Mißstände und Mängel, eine lebendige Verwirklichung des christlichen Lebenssinnes gewesen sei. Die Wiedererweckung dieses erträumten,

altrussischen Geistes wurde ihr Ziel, dessen Realisation ohne den starken Arm einer echt-russischen, rücksichtslosen Regierung freilich kaum denkbar war.

So wurden die Slavophilen konservativ, aber sie hatten etwas zu konservieren, zu lieben, wofür zu leben — — und darin lag ihre geistige Macht. Sie waren die Beschirmer der Poesie, die Ritter des Geistigen, die Verkünder einer innerlichen Wiedergeburt. Das erfüllte sie mit innerem Gehalt, prägte ihren Anhängern einen individuelleren Ausdruck auf, was den doktrinären Rationalisten immer mehr abging. Um so eigentümlicher war diese Individualität, als der Glaubensdrang fast immer im Zustande der unbefriedigten Sehnsucht, des Ringens und Zweifelns verbleiben mußte.

Freilich, den Höhepunkt des Tragischen erreichte diese Entwicklung erst später, als die widerstreitenden Tendenzen des Westlertums und des Slavophilentums in Einer genialen Seele zusammenprallten. Dies geschah bei Dostojewski. Aber um so bedeutsamer erscheint es, die reineren und schlichteren Grundtypen etwas näher zu betrachten, und unter diesen ist wohl keine Persönlichkeit so eigenartig und fesselnd, wie die des eigentlichen Gestalters des russisch pravoslavischen Messianismus, nämlich Iwan Kirejewskis.

*

Iwan Kirejewski erzählte einst A. Herzen Folgendes:

„Ich stand einmal in einer Kapelle, betrachtete das wundertätige Bild der Muttergottes und dachte nach über den kindlichen Glauben des Volkes, welches da betete: einige Frauen, Kranke, Greise lagen auf den Knien und machten das Kreuz und verbeugten sich tief. Mit inbrünstiger Zuversicht betrachtete ich die heiligen Züge, und auf einmal begann mir das Geheimnis ihrer wunderbaren Kraft aufzugehen. Ja, vor mir war nicht einfach ein bemaltes Brett. . Ungezählte Menschenalter hindurch sog es Ströme innigsten Flehens, leidenschaftlichster Gebete unglücklicher, gramdurchtränkter Menschen ein; es mußte die Kraft wieder aufnehmen, die von ihm ausging und von den Betenden widerstrahlte. Es wurde zum lebendigen Organe, zum Begegnungsorte zwischen dem Schöpfer und den Menschen. Und als ich so dachte, schaute ich nochmals die Greise, die Frauen mit den Kindern, die im Staube ausgestreckt lagen und das heilge Bild an, — da sah ich selbst die Züge der Muttergottes belebt, sie blickte voll Erbarmen und Liebe diese schlichten Menschen an... Und ich sank auf meine Knie und betete demütig."

Wohl auf keinem der Betenden und Erhörung-Erflehenden könnte das göttliche Auge mit mehr Mitleid ruhen, als auf dieser demütigen, kniegebeugten Seele, welche aus weiter Fremde zurückgekehrt war, um bei dem Glauben der Väter Erleuchtung und Genesung zu suchen.

Auch Iwan Kirejewski vollbrachte seine Pilgrimschaft in das gelobte Land der Weisheit, um seiner Heimat vom heilverheißenden Lichte der romantisch-idealistischen Philosophie Deutschlands einige Strahlen zurückzubringen. Als 22jähriger Edelmann hörte er 1830 Schleiermacher und Hegel in Berlin, erregte die persönliche Aufmerksamkeit des letzteren, jedoch am tiefsten wirkte auf ihn Schelling, den er in München zu hören Gelegenheit hatte. Er war ein Zögling und Freund Schukowskis, des Schöpfers der russischen Romantik; es umflutete ihn seit der Kindheit eine Atmosphäre reiner kirchlicher Frömmigkeit und leidenschaftlichen Interesses für die idealistische Philosophie. Aber diese Philosophie, welche berufen schien, die sublimsten Regungen der gläubigen Seele durch die Vernunft zu klären und zu stützen, bewirkte in Wirklichkeit fast immer nur eine Zersetzung der instinktiven Glaubenskräfte. Kirejewski war sich schon früh dessen bewußt, daß das Gefühl allein nicht mehr genüge, daß es auch logisch erfaßt und gerechtfertigt werden müsse. Aber erst spät, erst nach langem, schicksalsreichem Ringen gelangte er zur Erkenntnis, daß „ein jeder denkende Mensch heutzutage, ob er will oder nicht, durch das logische Joch hindurchgehen müsse, und deshalb sollte er zum mindesten wissen, daß hier noch nicht die Höhe des Wissens sei, sondern daß es noch eine höhere Stufe gebe des hyper-logischen Erkennens, wo nicht mehr Kerzenlicht, sondern das Leben selbst leuchtet und wo Wille und Denken im Einklang sind." Dieses Problem vom Werte des Verstandes, von dessen Beziehung zum Willen, vom Kampfe zwischen Glauben und Wissen war die Lebensfrage Kirejewskis.

Aus dem Auslande kehrte Kirejewski zunächst als überzeugter Europäer zurück. Als das „Europäische" galt natürlich all dasjenige, was man zu Hause am empfindlichsten vermißte: Kultur, rationelle Einrichtung des Lebens, Walten der Vernunft über den trägen, hemmenden Kräften der Vergangenheit. In der Aneignung dieser Eigenschaften erblickte damals auch Kirejewski das Heil seines Volkes. Aber auf die Dauer war diese Stellungnahme nicht haltbar. Dieser Weg führte zu Konsequenzen, welche die Seele Kirejewskis unmöglich annehmen konnte. Es mußte ihm bald klar werden, daß der logische Verstand, auf den sich der europäische Fortschritt vornehmlich stützt, die lebendige Seele in

ein erstickendes Netz einfängt. Es war ihm in der Skepsis, welche er sich bei Kant, Schelling und Hegel geholt hatte, wie in einer Verbannung aus einer sehnsüchtig geliebten Heimat. Der idealistisch-dialektische Spinnenbau der modernen Vernunft konnte das verlorene Paradies nicht ersetzen, und seine Seele zerwühlte immer tiefer, wenn auch zuvörderst nur insgeheim, die Nostalgie nach wirklichem religiösen Glauben, nach lebendiger Hingabe, Versenkung und Gebet. Früher oder später mußte es zur inneren Entscheidung kommen. Diese geschah durch die allmähliche und endgültige Bekehrung Kirejewskis zum Glauben seiner Väter. Über den Verlauf dieser Wandlung liegen uns einige bedeutsame Nachrichten vor. Sie muten uns wie Nachklänge einer alten Heiligenlegende an.

Etwa 26 Jahre alt verheiratete sich Kirejewski mit einer tief gläubigen und frommen Frau. In der ersten Zeit nach der Heirat war er unangenehm berührt durch die Peinlichkeit, mit der seine Frau alle kirchlichen Vorschriften und Gebräuche zu erfüllen bestrebt war. Aber aus angeborenem Feingefühl versuchte er niemals, sie daran zu hindern. Ihrerseits war die junge Frau noch peinlicher betroffen von seinem Unglauben und von seiner völligen Laxheit gegenüber den Forderungen der pravoslavischen Kirche. Als es schließlich zur Aussprache kam, versprachen sie sich gegenseitig volle Freiheit, er sagte ihr auch zu, wenigstens in ihrer Gegenwart keine Ketzereien zu begehen. Er unternahm aber fortgesetzt Versuche, seine Frau im Geiste der Cousinschen und Schellingschen Philosophie und mit Hilfe Voltaires „aufzuklären"; sie jedoch hielt ihm die Schriften der Kirchenväter entgegen und behauptete, dieselben enthielten alles, was seine Philosophen Wahres zu sagen wußten. Er sträubte sich dagegen, nahm aber insgeheim diese Bücher und las darin. Und allmählich geriet er in ihren Bann und war wie umgewandelt. . . .

Dazu gesellte sich der Einfluß seines jüngeren Bruders Peter. Dieser Peter Kirejewski ist in der russischen Literatur bekannt als einer der ersten und eifrigsten Sammler der alt-russischen Lieder. Er widmete dieser Aufgabe sein ganzes Leben. Er war dabei ein Sonderling, einsam, schweigsam und unbiegsam Er war ebenfalls im Auslande gewesen, brachte aber die unwandelbare Überzeugung mit zurück, daß das einzige Heil der Gegenwart in der Rückkehr zu dem altrussischen, pravoslavisch bestimmten Lebensgeiste bestehe. In dieser Vergangenheit erblickte er den Inbegriff und das Vorbild aller erdenklichen Vollkommenheit und das größte Unglück Rußlands in der Reform Peters des Großen.

Jahrelang wehrte sich der ältere Bruder gegen diese Anschauungen, aber allmählich ließ er sich überzeugen.

Die letzte entscheidende Wendung in seiner Bekehrung gab das „Wunder" mit dem Kreuze des Mönches Philaret. In der Nähe des elterlichen Gutes Kirejewskis befindet sich die berühmte Optinsche Einsiedelei, wohin seinerzeit Gogol, dann Dostojewski und Tolstoi pilgerten. Je mehr sich nun Kirejewski in die Werke der Kirchenväter vertiefte, mit deren russischer Herausgabe das Optinsche Kloster besonders beschäftigt war, desto häufiger und trauter wurde sein Verkehr mit den Mönchen und gewissensleitenden Starzen. Philaret war einer derselben, den Iwan Kirejewski am meisten verehrte. Nun drängte seine Frau seit langem in Kirejewski, er möchte — wie alle pravoslavisch Gläubigen — ein Kreuz sich umhängen und beständig am Halse tragen, was er vorher nie getan. Kirejewski sträubte sich lange dagegen, gab aber schließlich nach, wollte aber nur dann ein Kreuz anlegen, wenn es ihm der Mönch Philaret überreichen würde. Seine Frau eilte zu diesem, der im Sterben lag, und als er den Wunsch Kirejewskis vernahm, nahm er sich das eigene Kreuz vom Halse ab und übergab es der Frau. Nun hatte Kirejewski in seinem Herzen insgeheim beschlossen, daß, wenn der Starze Philaret vor seinem Hinscheiden ihm sein eigenes Kreuz übermachen werde, es ein offenbares Zeichen sein würde, daß Gott sich seiner erbarme und seines Heiles annehme. Auf die Kunde, daß es so geschehen, fiel er demütig auf seine Knie und legte sich betend das Kreuz um, das Wahrzeichen seines neuen Berufes.

*

Aber nicht ein einfacher Glaubenseiferer ist Kirejewski geworden. Was ihm am Pravoslaventum am meisten wichtig war, das war der mystische Charakter desselben, das Streben nach beschaulicher Versenkung. Hierin glaubte er es sowohl dem durch und durch rationalistischen Protestantismus als auch dem vollständig verweltlichten Katholizismus vorzüglich und entschieden überlegen. Diese Betonung des mystischen Grundzuges ist die persönlichste Note Kirejewskis im Gesamtgebilde des Slavophilentums, wennschon er dem schwarmgeistigen Pietismus eigentlich abhold war. In seiner Seele glühte ein tiefes Verlangen nach vollem, unmittelbarem, allumfassendem Erleben. „Der lebendige, gemeinsame Mittelpunkt aller Vernunftkräfte, dem gewöhnlichen menschlichen Zustande unzugänglich, nur für den Suchenden erreichbar und allein die höchste Wahrheit zu fassen würdig", — — in solchen Worten suchte er das Ziel seiner Sehnsucht zu umschreiben. Er

erstrebte „die Gänze des Daseins, welche die einzelnen Äußerungen der Seele und des Lebens zu einem einheitlich waltenden Grunde verschmilzt", jenes „lebendige Erfassen des Geistes, jene innere Gestaltung des Menschen, die der Ursprung ist von allen führenden Gedanken und großen Handlungen, des selbstvergessenen Strebens, der innigsten Poesie, eines festgegründeten Daseins und des höheren Blickes des Verstandes." Er suchte „die natürliche Freiheit und lebendige Unmittelbarkeit der Seelenregungen", „den geheimnisvollen Sinn der äußeren Gebräuche, das lebendige, einheitliche Erfassen des geistigen Innenlebens und die lebendige, unvoreingenommene Anschauung der äußeren Natur." . . .

Ist nun Kirejewski ein Mystiker geworden? Wurde ihm die Seligkeit der Vereinigung mit dem Urgrund der Vollkommenheit, wurde ihm die innere Synthese zuteil?

Er selbst hat bekannt, daß von der wundertätigen Ikone in seine glaubensdurstige Seele nicht ein unmittelbares Sonnenlicht, sondern bloß der mondhafte Widerschein des Volksglaubens einströmte. Nicht spurlos ist über die jugendlichen Saaten seiner Seele der sengende Hauch der skeptischen Vernunft vorübergeweht. Kurz vor seinem Tode — er fiel 1856 einer Choleraepidemie zum Opfer — schrieb er, er habe es nicht verstanden, seine Mittel zweckdienlich zu nutzen und daß sich in ihm jene Entzweiung, deren Beseitigung das Hauptziel der geistigen Entwicklung ist, nur gesteigert hatte.

Also: auch der messianische Glaube an das Pravoslaventum hatte ihm keine Erlösung gebracht. Christus vermochte nicht seine Seele ganz zu erfüllen. Sein Schaffen und Trachten ging dahin, die Eigenart und den hohen Wert des pravoslavischen Glaubens zu ergründen. Aber er ging über die Frage hinweg, ob die Seele, wenigstens die Seele des gegenwärtigen Menschen. in dieser ehemals so lebenspendenden Welt, an der er sich so bitter enttäuscht hat, jemals wieder heimisch werden kann. Kirejewskis persönliches Seelenschicksal spricht nicht dafür. Er wähnte die Wahrheit zu kennen; sein Leben widmete er ihrer Verkündung. Doch die ersehnten Gefilde des Paradieses vermochte seine Wahrheit ihm nicht mehr zu erschließen . . .

*

Der große Kampf zwischen Slavophilentum und Westlertum ist noch unausgefochten, sowohl in Rußland, wie in Europa. Auch das Problem bleibt noch immer und allenthalben das gleiche, trotz des schillernden Wechsels der Schulen und Terminologien. Der Traum, die irrende Seele zu Christus zurückzuführen und ein Zukunftsmittelalter neu zu schaffen, hat sich als ebenso utopisch und

hemmend erwiesen wie der revolutionäre Eifer, aus der menschlichen Seele alle geistigeren Kräfte, alle tieferen, irrationaleren, in ihrem Wesen noch unergründeten Anlagen und Strebungen schlechthin auszurotten. In Rußland hat nun momentan das radikalste Westlertum scheinbar obgesiegt; Rußland hat damit wieder einmal seine Mission erfüllt: ein Experimentierfeld für die verwegensten Träume zu sein. Dieses Experiment droht der russischen Lebenskraft mit völligem Untergange, wohl der tragischste Beweis für die Richtigkeit der slavophilen Überzeugung, daß eine Erneuerung der Menschheit ohne schöpferische Idee, ohne aufbauendes Ziel, ohne allumfassendes geistiges Ideal grundsätzlich ausgeschlossen sei. In der Sehnsucht nach dieser Erneuerung lag das Wesen des echten Slavophilentums. Seine verhängnisvolle Illusion aber bedeutete es, wenn es das Ideal der Vollkommenheit anstatt in der Zukunft, in der Vergangenheit wähnte, ja, dem innersten Wesen des christlichen Ideals getreu, wähnen mußte. Es hatte nicht Phantasie genug, an eine von Grund aus erneuerte Zukunft zu glauben. Es hatte nicht das schöpferische Genie, neue Bahnen zu einer neuen Menschheit zu finden oder zu schaffen.

Es ist freilich nicht schwer, den Slavophilen, wie übrigens auch einem Hölderlin oder Novalis, die kritisch unhaltbare Idealisierung der Vergangenheit vorzuhalten. Nur wird dabei die Art ihrer Sehnsucht allzu leicht außer acht gelassen. Sie konnten sich eben nicht mit einem rationalistischen Ersatz für ihre unstillbaren seelischen und geistigen Nöte abfinden, noch, wie die Westler, mit dem Traumbild einer äußeren Neuordnung der menschlichen Verhältnisse. Was die Slavophilen nicht entbehren konnten, nicht aufgeben wollten, das war die Fülle der Geistigkeit, die sich in der bisherigen Entwicklung der Seele angehäuft hat, in Gewissen, Kunst, Glauben, Phantasie, in Sehnsucht und Hoffnung, in Beziehung von Mensch zu Mensch. Sie wollten nicht seelisch ärmer sein. Diesen Reichtum fanden sie im Christentum am lebendigsten verkörpert. Und an dieser Gestaltung der Seele hielten sie instinktiv fest. Freilich war es immer unmöglicher, diesen Reichtum in Einklang zu bringen mit den wesentlich veränderten Bedürfnissen und der mannigfach neuartigen Einstellung der Seele zum Innen- und Außenleben. Da auf die Dauer alle Kompromisse versagten, klammerten sich die Slavophilen an zwei folgenschwere Anschauungen: erstens, daß das Christentum den Inbegriff und Höhepunkt aller denkbaren menschlichen Vollkommenheit bedeute, und, zweitens, daß es eine wirkliche Einheit der Seelenkräfte auf Erden überhaupt nicht geben könne. Die von den Slavophilen erstrebte oder im Pravoslaventum vermeintlich entdeckte Syntese war bloß

die gewaltsame Unterordnung der Mannigfaltigkeit der Kräfte unter *eine* bevorzugte Richtung und das despotische Niederhalten wesentlicher schöpferischer Regungen des Geistes. In diesem Sinne war das Neuchristentum nicht weniger asketisch wie die positivistische Weltanschauung, welche zwar nicht die rationalen, wohl aber die tieferen schöpferischen Kräfte zu unterdrücken und zu opfern entschlossen war. Um an die Möglichkeit einer ganz anders gearteten Gestaltung der Seelenkräfte zu denken und zu glauben, welche in einer höheren Entwicklung die alten Mängel vermeiden und den vorhandenen Reichtum nicht nur behalten, sondern noch wesentlich erhöhen würde, — dazu brauchte es eine ganz andere Anschauungsweise über Bau und Leben der Seele, und um die konkreten Inhalte und Richtlinien dieser Höherentwicklung zu erfassen, wäre eine ganz anders ausgebaute und vertiefte Kenntnis dieser Kräfte notwendig.

Was hat den Slavophilen ihre Zeitgegenwart Ähnliches geboten? Was haben die folgenden Zeiten gebracht? Würden die Slavophilen heutzutage einen Weg und eine Lösung vorfinden? Hat nicht ein Dostojewski, hat nicht die gesamte Moderne die gleichen Kämpfe gekämpft und sind sie nicht vor der gleichen Ausweglosigkeit gestanden? Die Gegenwart der Seele war zum Verzweifeln; die Vergangenheit war immerhin Leben gewesen; die Zukunft der Seele haben die Slavophilen nicht gekannt. Und wer hat sie gekannt? Wer dachte überhaupt an sie?

Da kam Einer und erschloß die Geheimnisse dieser Seelenzukunft und entdeckte einen ungeahnten Weg über die Unzulänglichkeiten der Vergangenheit hinaus, über die Abgründe der Gegenwart hinweg zu einem schöpfungsgewaltigen, erneuerungsreichen Ideal. Aus den nämlichen inneren Nöten heraus wie die Besten bisher, aber mit ganz anders gearteten Kräften ausgestattet, fand er die allgemein und qualvoll ersehnte Lösung.

In der Seele selbst suchte R. M. Holzapfel, der bahnbrechende Schöpfer des „Panideal", ob sie nicht Keime und Kräfte der Erneuerung enthielte. Und die Seele, deren wunderbare Reichtümer er eben zum ersten Male durch umfassende, exakte, unglaublich vertiefte Forschung enthüllte, erwies sich als sichere und rettende Führerin. Nicht ein schemenhaftes unfruchtbares Ideengebilde, nicht eine neue metaphysische Begriffsbetäubung, sondern ein lebendiger erlösungsprudelnder Quell *neuartiger*, vollkommenerer *Erlebnismöglichkeiten* schlug empor.

Der Weg und die Mittel, welche Holzapfel zu diesen Bildern innerlich notwendiger, neues Leben weckender Gefühlsentfaltungen hinaufführten, bestanden nicht allein in einer überwältigenden

Schöpfergabe und psychologischen Phantasie, sondern auch in einer beispiellos minutiösen Analyse der verwickeltesten und zartesten schöpferischen Seelenregungen[1]). Die Lebensgestalter der Vergangenheit mißtrauten der Freiheit der Seele und setzten ihr willkürliche Schranken; daher versagten die bekannten Stimmen des Gewissens, die gewohnten Bahnen der Phantasie, die trautgewordenen Ideale und Entwicklungsziele. Holzapfels wissenschaftliche Aufdeckung des psychologischen Wesens all dieser bislang so unerklärlichen Kräfte, ihrer wunderbaren Zusammenhänge und gesetzmäßigen Notwendigkeit ihrer Entwicklung, enthüllte auf einmal mit hinreißender Klarheit, wie eng und haltlos diese Schranken und Anschauungen waren, wie primitiv und arm noch alles bereits Errungene erscheint, verglichen mit dem organisch sich offenbarenden Bilde eines neuartigen Seelenlebens der Zukunft. Eine neue Art des Gewissens und des Wertens, eine befreite, unendlich gesteigerte und konzentrierte Entfaltung der schöpferischen Phantasie auf sämtlichen Gebieten der menschlichen Arbeit, eine neue Beziehung zu sich und zur Welt, und alles aus der Seele selbst hervorwachsend, aus bisher mißachteten, verschütteten, aber im Urgrund ihres Lebens verankerten Potenzen. Und auf diesen Höhen streben die Kräfte der Seele nicht auseinander, sondern strömen naturgemäß in einer vollendeten, erlösenden Einheit zusammen, deren äußere Offenbarung und Verkörperung eine neugestaltete Menschheit sein wird und werden muß. Also: nicht eine Vernachlässigung der tiefsten Seelensehnsucht, wie sie die Gegner der Vergangenheit bis jetzt allein zu bieten verstanden haben, und die die Begabtesten und Sublimsten so schmerzhaft abstieß, sondern Überwindung des Alten durch reicheres, einheitliches und volles Geistesleben, durch ein alle Kräfte berücksichtigendes und zu höchstem neuaufbauenden Schaffen führendes Panideal.

In diesem Lichte gesehen, bilden die anscheinend unversöhnlichen Weltanschauungen des Slavophilentums und Westlertums (oder in europäischen Begriffen: Romantik und Positivismus u. dgl.) lediglich die einseitige Zuspitzung zweier für die menschliche Existenz und Entwicklung gleich notwendiger Kräfte — und sie erscheinen beide nur als Vorahnungen einer künftigen, neuartigen Einheit. Sie sind weder zufällige, äußere Meinungsverschiedenheiten, noch aber auch ewige, unwandelbare, sich ausschließende Pole: sie repräsentieren vielmehr nur eine bestimmte Stufe in der

[1]) *Holzapfels* Werk enthält Untersuchungen über: Einsamkeit, Sehnsucht, Hoffnung, Kampf, Gebet, Gewissen, Schaffen, Ideal.

Entfaltung der menschlichen Religiosität, Phantasie und Vernunft, eine Stufe, auf welcher eine wirkliche Harmonisierung noch unmöglich war.

Diese erlösenden Möglichkeiten haben die Slavophilen nicht geahnt. Aber diese Donquichote der Vergangenheit waren es, welche in uns die zarten Keime der Sehnsucht nach geistiger Erneuerung bewahrt und beschützt haben. Und durch diese Sehnsucht sind sie lebendig geblieben.

Else Lasker-Schüler:

HAGAR UND JSMAËL

Max Reinhardt schenke ich dieses Gedicht.

Mit Muscheln spielten Abrahams kleine Söhne
Und ließen schwimmen die Perlmutterkähne;
Dann lehnte Isaak bang sich an den Jsmaël

Und traurig sangen die zwei schwarzen Schwäne
Um ihre bunte Welt ganz dunkle Töne
Und die verstoßne Hagar raubte ihren Sohn sich schnell.

Vergoß in seine kleine ihre große Träne,
Und ihre Herzen rauschten wie der heilige Quell,
Und übereilten noch die Straußenhähne.

Die Sonne aber brannte auf die Wüste grell
Und Hagar und ihr Knäblein sanken in das gelbe Fell
Und bissen in den heißen Sand die weißen Negerzähne.

GEORG KOCH

Seelisch verstaubt —
Oft trägt sein Hals schon seine Totenmaske.

Ganz, ganz ernst
Ist der Bildhauer Georg Koch;

Verstorben, aber balsamiert von den Oliven,
Die an seinen Träumen hängen.

Er liebt den Süden der Welt;
Wir reisen oft von Napoli,

— Unsere abenteuerlichen Sinne
Sind weiße Segel —

Heimlich auf einem Gespensterschiff
Nach Palästina.

Kein Jude begegnet den Juden feierlicher
Wie dieser Christ mit den blauen Schubertaugen.

Seine Geschöpfe formt er nach seinem Ebenherzen,
Sie springen unerwartet aus ihm,

Wie die Zwangsgrimasse, die so oft
Über sein vornehm gemessenes Gesicht schleicht.

Denn sein Herz ist sicher ein Katerkopf,
Geweiht hinter grausamen Gittern heilig.

Was Georg ballt und schafft?
Nicht dumpf Tier, nicht klar Mensch,

Aber jede seiner Kreaturen,
Haucht er Geist und Odem ein,

Den keine Wissenschaft gewinnen kann
Geschweige der Kunstdilettant,

Dessen Machwerke nicht atmen
Und so kein ewiges Leben in sich tragen.

Des wahren Künstlers edelste Eigenschaft
Heißt „Gott".

— Die seltsam gehauenen Steine im Atelier Kochs?
Vielleicht sind es gestaltgewordene unheimliche
[Gesänge.

Jeder der Köpfe blickt, und hört,
Ja, belauscht und übertönt sich mit seinen entrücktesten
[Gefühlen.
Ihr Schöpfer ist der erste und einzige
Futuristische Bildhauer.

Einer seiner düsteren Propheten
Könnte wahrhaft „Baß" heißen.

Dieser wie alle Tongebilde Georg Kochs blicken
Religiös, einsiedlerisch, streng bezwungen. [in sich

Im Dämmer wie des stillen Bildhauers Kopf.

Reinhard Koester:

SYBILLE ODER DIE FRAU IM MONDLICHT

PHANTASTISCHE ERZÄHLUNG

I.

Fredemann hat noch nicht lange sein dreißigstes Jahr vollendet, als die Stadt ihn ausspeit. Ja, die Stadt speit ihn aus wie einen Bissen, den ihr zehrender Magensaft — gemischt aus Laster, Lüge und allem, was barer Wirklichkeitssinn Kulturerrungenschaft nennt, — nicht aufzulösen vermag.

Längst schon hat Fredemann staunend gespürt, daß die Straßen sich vor ihm öffnen wie vor einem, den man drängend ausweist, und sich hinter ihm schließen wie ein würgender Schlund. Nun aber starren ihn auch die Wände der eigenen Wohnung gehässig an und strahlen feindliche Kälte aus. Die Decken drücken drohend, die Räume schrumpfen zusammen. Und alles zischt: geh!

Daß ihn die Menschen — die Wenigen inbegriffen, die er früher Freunde genannt hat, — nicht halten, verwundert ihn nicht; denn er hat ihnen nie sagen können, was sie hören wollten. Aber daß die Stadt, die er sehr geliebt, und die Räume, die er mit zärtlicher Sorgfalt geschmückt hat, ihn ausstoßen wie einen lästigen Fremdling —: das betrübt ihn arg, das ist Verrat.

Fredemann weiß, daß er weichen muß, denn der Kampf mit den Dingen, die ihn unter der Maske der Freundschaft angefallen und erst dem Geschwächten das wahre Gesicht gezeigt haben, hat ihn zerstückt.

— Ich will gehen und mich sammeln, denkt er. Mein zerstücktes Sein sammeln — sorgfältig wie ein Liebhaber von seltenen Dingen — und jedes Stück in mir bewerten, um zu erkennen, ob die Gesamtheit stark und wertvoll ist. Denn vielleicht ist zu wenig Liebe in mir — —

Dazu ist Einsamkeit gut. Dann aber müßte ein Mensch kommen — Frau oder Freund — in den ich mich völlig versenken kann, der mich ganz aufnimmt in sich; denn der Mensch ist des Menschen einziges Wertmaß. Das erlösende Erlebnis — —

Die abtrünnigen Dinge, die ihn umgeben, verkauft Fredemann in heimlicher Rachsucht an einen gierig-hartherzigen Händler, von dem er weiß, daß er sie lieblos verschachern wird. Als er zum Abschied bereit auf seinem Koffer hockend, die nackten Wände betrachtet, die — hilflos-häßlich — keine Kraft zur Feindschaft mehr haben, atmet er auf —: Erlösung! Und sieh: nun öffnen sich auch die Straßen scheu wie die Arme einer Frau, die den verhaßten Geliebten sich losreißen sieht.

Fredemann lächelt sieghaft. — Ich werde wiederkommen, denkt er, gesammelt, stark, vollgesogen mit tiefem Geschehen, und mich in dies feindliche Leben fallen lassen wie ein Bergsturz!

Zuletzt nur nagt trauriger Zweifel an ihm, ob nicht sein sieghafter Rückzug klägliche Lüge sei? — Ich glaube zu gehen und bin nur ausgespieen worden! Tief in mir ist Furcht, zu verdorren in wartender Einsamkeit. Denn was bin ich ohne den Menschen, der kommen muß?

Aber dann fühlt er, daß ihm die Stadt diesen Zweifel nachschickt als rächenden Verfolger, um ihn ganz zu vernichten. Er wendet sich mit verächtlicher Gebärde und geht.

II.

Da ist der See: eine liebliche Landschaft mit Wasser, Wald und fernblauen Bergen.

Fredemann mietet einen Kahn und fährt hinaus. Er hat ein Ziel: das „Sybillenhaus". So nennt er für sich das Lusthaus eines weitläufigen gräflichen Besitztums an entlegener Bucht. Erinnerung an längst vergessenes Erlebnis ist in ihm aufgetaucht und zieht ihn hin. Jahre vorher ist er dort gewesen — um Ostern oder Pfingsten, in freier Zeit — mit einer Geliebten: irgend einem der Mädchen seiner Jugend, deren Namen ausgelöscht ist. Die weißgekalkten Mauern des unbewohnt verfallenden Hauses hatten schon damals viele dort Landende zu Inschriften verlockt —: ungelenke Namenszüge, plump-sinnliche oder rührselig-hochtönende Sprüche und Verse, wie man sie überall findet. Aber zwischen all diesen hat er die eine zärtliche Inschrift gefunden:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN."

Fredemann erinnert sich, wie damals die flüchtige Neigung zu seiner Begleiterin jäh erloschen ist und er ihre Gegenwart plötzlich

quälend empfunden hat, denn dieser Satz hatte ihm die Ahnung tiefer, zweifellos-versunkener Liebe geweckt. — —

Das Boot gleitet lautlos. Fredemann erschrickt: eine Untiefe hebt sich aus dem Grund, steil ansteigend wie ein Berg. Unten im Wasser wächst knorrig-schwarz ein Wald — nein, er wächst nicht: er ist erstarrt. Gespenstisch aufragend steht er auf hellem Sandgrund, ein verwunschenes Reich versteinerter Vergangenheit. Wenn auch nur täuschende Strahlenbrechung die starr-spitzen Wipfel den Boden des Bootes drohend berühren läßt —: Fredemanns Herz klopft laut wie in Angst vor fremder Gewalt. Nun gleiten Binsen vorbei, die sich schmiegsam beugen unter dem Ruder und demütig aufrichten wie duldende Frauen.

Fredemann wendet sich um: wenige Schläge trennen ihn nur vom Ufer. Das Haus sieht ihn an mit toten Fensteraugen. Ringsum wartet der Park in lauerndem Schweigen.

— Dies wäre der Ort, sich zu sammeln, denkt Fredemann. Daß ich nicht reich bin, mir dies Haus kaufen zu können!

Nun lächelt er wie ein Kind — seine Wünsche formen erfüllenden Traum —: Wie, wenn nun Einer auf mich zuträte und sagte: „Ich habe Sie erwartet, Fredemann. Nehmen Sie mein Haus zum Geschenk, denn ich bin müde und will sterben." Freilich, der so spräche, müßte einen Rock aus Brokat, schwarzseidene Kniehosen und Schnallenschuhe tragen und gepudertes Haar haben. Eine unwirkliche Erscheinung. Nein, besser noch: ein Revenant müßte es sein, der ihn zu vermodertem Kasten führte, in dem ein solches Testament seit dem Tode des letzten Besitzers ruhte —: der Geist des Toten, dem man nicht danken kann oder muß, da er sich nur erlösen will durch gute Tat. — — —

Das Boot knirscht auf die Ufersteine — und dies Knirschen ist harte Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit — nicht wahr? — fordert andere Menschen: stahlharte, die handeln und nicht träumend schwätzen, die anpacken und halten und sich nicht mit erdichteter Erfüllung nähren? Wer aber bürgt dafür, daß diese Wirklichkeit nicht auch eine trübe Lüge ist — nur eine häßliche statt der schönen des Traums?

Fredemann zieht das Boot ans Land, schlingt den Strick um einen Baumstumpf und tritt begierig zur Hauswand. Enttäuscht hält er inne —: sie ist frisch gekalkt, alle Inschriften sind übertüncht. Nein, nicht alle. Aus dem reinen Weiß tritt ein grauer Fleck und darauf steht:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN."

Seltsam — Fredemann steht wie erstarrt und läßt dieser Inschrift liebliches Lied in sich singen. Plötzlich ist ihm, es beobachte ihn

jemand. Die frische Kalkung verrät, daß das Haus bewohnt ist. Er fühlt sich als Eindringling — und wagt dennoch nicht umzuschauen: Schauder packt ihn, sein Traumwunsch könne sich schreckhaft erfüllen. — —

Ein Räuspern reißt ihn herum: da steht ein Mann, der ihn ernst betrachtet. Und er trägt — nein: es sind enganliegende Ledergamaschen und das Wams ist aus Wolle, wie man sie heute webt. Ein lebender Mensch. Aber sein Blick ist der eines traurig-unerlösten Gespenstes: tot, dunkel, tief-fragend, starr, bannend. Und sein Kopf eine kahle Kugel.

„Verzeihen Sie," sagt Fredemann mit unsicherer Höflichkeit, „ich wußte nicht, daß dies Haus jetzt bewohnt ist. Dieser Spruch da —"

„Was ist mit dem Spruch?"

Fredemann sagt von seiner Erinnerung.

„Sonst nichts?" fragt es mißtrauisch.

„Nein." Um das peinliche Schweigen zu brechen, fügt er hinzu: „Ich hatte mir ausgemalt, wie hier ein Ort sei, sich ruhend zu sammeln; denn ich bin auf der Flucht — sozusagen. —"

„Vor dem feindlichen Leben —?" Unzählige Fältchen lösen die starre Maske des Sprechenden und mildern den Hohn. „Zwecklose Flucht. Man sammelt sich nicht, man löst sich nur auf. Wer ausruht, verdorrt. Oder das Warten zermürbt ihn."

„Das Warten —?"

„In jedem ist Hoffnung — und Hoffnung wartet — auf irgend etwas — auf erlösendes Geschehen — auf Sybille zum Beispiel, mit der man dort sitzen und sich lieb haben wird. — —" Er lacht hart und bitter. „Warten ist das Dümmste. Ich habe auch gewartet und bin fast verdorrt. Aber nun gehe ich." Er spricht wie einer, der lange geschwiegen hat und nun den Ton der eigenen Stimme genießt.

Fredemann weiß nichts zu erwidern. Das Seltsame der Begegnung verwirrt ihn. Und der Ton des anderen beleidigt. Was starrt er ihn immer noch an mit forschendem Blick?

„Wollen Sie hier wohnen den Sommer über? Oder auch länger — bis Sie sich gesammelt haben?"

— Jetzt soll er noch sagen: ich bin müde und will sterben, denkt Fredemann. Aber der andere wartet auf Antwort.

„Sie können morgen einziehen; ich verreise. Aber eine Bedingung: kein Weib darf dies Haus betreten — auch keine Magd. Sie müssen selbst Wirtschaft führen. Was Sie brauchen, finden Sie vor."

Fredemann lächelte und fühlt sich als Sonntagskind:

„Und wenn eine Frau käme, die Sybille hieße, und hier mit mir sitzen wollte, um ...“

„Kennen sie eine?“

„Nein. Aber da sich dieser Wunsch rasch erfüllt hat —“ Der starrende Blick des anderen verscheucht sein Lächeln.

„Wenn sie hierher kommt — ohne ein Wort von Ihnen — — Sie sind ein Narr! Nun werden Sie warten — Stunde um Stunde — Tag um Tag! Dies Haus macht alle zu Narren der Hoffnung. Was kümmert's mich! Wenn Sie hier wohnen wollen, geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Bedingung einhalten.“ Seine Hand stößt herrisch-fordernd vor. Fredemann nimmt sie mit festem Druck und nennt seinen Namen.

„Wer ich bin, werden Sie im Dorf erfahren. Hören Sie nicht auf Geschwätz. Niemand weiß mehr von mir als den Namen. Morgen also. Wenn ich abgereist bin, liegt der Schlüssel unter dem Stein da.“ Ein Lächeln krümmt seine Lippen. „Wenn Sybille da ist, schreiben Sie mir — aber nur dann. Ich freue mich solcher Wunder, die mir nie geschehen sind. Leben Sie wohl.“ Er wendet sich kurz um und geht dem Hause zu. „Halt — eins noch: gehen Sie nicht ins Moor. Vom See kriecht es herauf ins Land — dort, wo der Wald im Wasser steht. Es ist gefährlich für Leute Ihrer Art. Es lauert und lockt wie eine kühle Frau, die Liebe verspricht und Tod gibt. Freilich: die abendlich hüpfenden Irrwische verführen nur Schwärmende, das gurgelnde Schluchzen tief unten entmannt nur Narren des Mitleids — ein hartes Herz hält einem am Weg. Aber die Augen des Moors — die Moorwasseraugen —: die lassen nicht los. Alles Schwarze schreckt, aber es treibt in die Flucht, lockt nicht an, verfolgt nicht. Ein kleines Licht nur — und das Schwarze lächelt vertraut. Moorwasser ist nicht schwarz — viel dunkler — das Dunkelste. Kein Licht hilft: es schluckt alles auf. Jeder Strahl versinkt wie ein Stein im Brunnen — nur lautloser. Es hat eine seltsame Wärme im Ton — eine Tränenwärme — auch wenn es kälter ist als Eis: das ist die Wärme des verschluckten Lichts.“ Er spricht abwesend, wie ins Leere. „Oh die Moorwasseraugen! Die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen! Die sind der schluckende Tod. Man sinkt hinein: willenlos — hinströmend — unabänderlich — —“ Seine Hand fährt über die Augen, milchiger Glanz fließt vom Stein eines Ringes. Wie erwachend sieht er Fredemann an: „Was wollen Sie noch? Ja, ich habe Sie gewarnt. Leben Sie wohl.“ Er geht.

Fredemann verharrt wie gebannt. Dann geht er kopfschüttelnd zum Boot, löst es und rudert zurück. Als er über den Wasserwald

gleitet, sieht er zum Ufer hin, wo der Park jäh abbricht und das Grün der Wiesen zurückweicht. Tiefbraune Fläche zieht sich ins Land. Er murmelt schaudernd: „Der schluckende Tod —"

III.

Fredemann steht auf dem Landungssteg der Binnenseedampfer und betreibt den verächtlichen Sport des Fischens mit der Wurmangel. Tag für Tag steht er dort um die Mittagszeit seit er im „Sybillenhause" wohnt und läßt die Schnur ins Wasser hängen. Er fängt nicht viel — und was er fängt, sind lächerlich kleine, gemeine farblose Fische, die ihm mehr Ärger als Freude bereiten, da er sie selbst ausnehmen, schuppen und braten muß, und die dennoch kaum ein Vorgericht abgeben.

Nicht, daß es ihm am nötigen Gerät fehlte — er hat eine dreiteilige Angel aus schlankem hellen Bambusrohr vorgefunden mit einer im Widerstand schnurrenden Rolle am unteren Ende, wie man sie zum Heraufwinden großer Fische braucht. (Ihm freilich nützt sie nur zum Aufrollen der Schnur, wenn er heimgeht.) Eine grünlackierte Wurmbüchse ist trotz ihrer doppelten Wandung, die den Inhalt vor Sonne schützend dem grausameren Tode am Haken aufspart, sorgsam in den Schatten eines breiten Pfahles gerückt. Und oben in dessen Holz steckt, neben dem Netz für die Beute, ein wildes Messer. Fredemann liebt das Vollkommene.

Aber er angelt nicht um der Beute willen. Er täuscht sich selbst diese Zweckhaftigkeit seines Tuns vor. Einzig das Warten ist es — diese seltsame Erregung, die mit leisen zitternden Schwingungen die Leere der Zeit ausfüllt und nicht ausgelöst wird durch den Fang eines Fisches.

Bewegungslos steht der Schwimmer in der bleiernen Fläche des Sees. Plötzlich zuckt er, wirft winzig-wellende Kreise um sich, taucht unter (Fredemann weiß: noch nicht!), hüpft wieder empor, liegt still — die Kreise verwellen. Nichts mehr. Der Blick ist gebannt. Nein, nicht mehr — —

Nun dürfen die Augen sich lösen und sich an die Wolken hängen — an die zierlichen Lämmerwolken, die schreitend im Blau weiden. Das ist tägliche Nahrung, dies Spiel über dem See. Ein Segel blitzt auf: freudig-blendende Überraschung. — Wie man morgens, halbwach ins Licht blinzelnd, den Namen eines Mädchens aus zerfallendem Traum schält, das man jugendlich geliebt hat. Tacken von Rudern fern — ein dunkler Punkt gleitet über die Fläche. Weit entfernte und gänzlich fremde Menschen, deren Stimmen erstaunlich nah und vertraut sind. Singt da nicht jemand?

Der Wind kämmt das Wasser und kräuselt ihm Locken. Ein schlankes listiges Wolkentier kriecht über die Uferhügel: die Lämmerherde zerstiebt. Gestalten formen sich unter der Hand des Windes — sehnend-gestreckte, jagende, jammernd-zerfließende.

Da: der Schwimmer ist untergetaucht, es zerrt an der Schnur! Wie schön ist dieser stark-ruhige Schwung, mit dem man die Angel hochzieht! Zu spät: sie ist leer. Und der Haken ist blank, ohne Wurm.

Fredemann lächelt die Enttäuschung fort, die kaum Enttäuschung ist — belächelt seine Erregung des Wartens, die auch Erfüllung nicht löscht. Und weiß das Lächerlichste — daß dies törichte Spiel nur Vorwand ist, um das Törichtere zu verbergen — das Erwarten des Mittagsschiffs.

Der Stegwart kommt und wirft wie immer einen boshaft grinsenden Blick auf Fredemanns leeres Netz. Er hat einen Weidenstecken bei sich, einen albernen rohen Stecken, an den eine vielfach geknotete Schnur befestigt ist. Keine Rolle, kein Schwimmer. Wer doch den Köder wüßte, mit dem er angelt! Er zieht Fisch um Fisch herauf, als sprängen sie ihm an den Haken! Und indem er sie roh auf dem Boden totschlägt und durch Kiemen und Maul auf einen vom Baum gerissenen Ast aufspießt, redet er, ohne zu fragen, ob man ihn hören will:

„Das ist die Angel des Grafen Moorbach, die Sie da haben, die kenne ich gut. Es gab eine Zeit, da hat der auch hier gestanden, Tag für Tag um die Mittagszeit, und geangelt wie Sie — nur zum Vergnügen." Er grinst: „Unsereiner fängt sich ein Mittagessen. Mit dem Schwimmer fängt man nichts, Herr, aber ohne Schwimmer würden Sie auch nichts fangen, denn das muß man verstehen. So: sehen Sie!" Er zieht einen großen zappelnden Pürschling heraus, schlägt ihn tot, spießt ihn auf und klebt um den Haken eine schwärzliche Masse, die er aus der Rocktasche holt. „Seit er da drüben wohnt" — er weist mit einer Bewegung des Kopfes zum „Sybillenhaus" —, „kommt er nicht mehr. Der Weg ist ein wenig weit um der paar Fische willen. Früher, als er noch reich war, wohnte er oben im Schloß; das ganze Ufer gehörte ihm bis weit ins Land. Weiß der Teufel, wo er sein Geld hingebracht hat! Manche munkeln von einer Frau und wollen wissen, daß er verheiratet war — aber die Frau hat nie einer gesehen. Wie er so dastand — damals — und jeden musterte, der vom Schiff stieg, hätte man denken können, er erwarte sie Tag für Tag. Erwarten Sie auch jemand?"

Fredemann schüttelt den Kopf und horcht auf: eilfertig-rollendes Hämmern von fern. Das Mittagsschiff schraubt sich hinter der

Landzunge hervor, deren Waldung den Schall lange gefangen hält. Fredemann rollt die Schnur auf, teilt die Rute, schiebt das leere Netz samt dem Messer in die Tasche und hängt die Wurmbüches um, nachdem er den mühsam gesammelten Inhalt ins Wasser geschüttet hat. Er will nie mehr angeln und sich hämisch angrinsen lassen.

Der Stegwart rollt die Brücke heran. Fredemann zwingt sich, zu gehen, aber nach wenigen Schritten hält er zögernd inne: nur heute noch — warten — — Graf Moorbachs Wort klingt auf: dies Haus macht alle zu Narren der Hoffnung — — Nein, nie mehr! Fremdes Schicksal dringt in mich ein wie ein Gift und entmannt mich! Sammeln wollte ich mich — und sammle die Scherben zerbrochener Hoffnung von andern! Nie mehr — nein — nie mehr!

Das Schiff rudert eifrig heran. Klatschend hämmert das Schaufelrad in die bleierne Fläche: jetzt starrt es steif, schleift rauschend. Fahrgäste stehen am Geländer geschart. Ihre Gesichter — eben noch unerkennbar-verschwommene Masse — wachsen groß und weiß aus den Kleidern. Dumpfer Ruf ins Sprachrohr: das Schaufelrad stemmt sich, schwer rückwärts kreisend, gegen das Gleiten des Schiffes. Schreiend knirscht Holz gegen Holz. Viele Augen sind da — stumpfe leere Alltagsaugen — auf die Brücke gerichtet, die, vom Stegwart gestoßen polternd herüberrollt und sich plump in die weichende Masse bohrt. Jetzt strömt es heraus: vieler Füße Geräusch auf den schwankenden Boden des Stegs — Lachen und fliegende Worte.

Da: fliehe — flieh! Diese Augen —! Das Dunkelste — — Die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen! Alles Licht saugen sie ein! Und dennoch: sie locken —: das ist der schluckende Tod — —

Eine Dame hat zögernd, als letzte, das Schiff verlassen. Die Schaufelräder peitschen Gischt aus dem Wasser. Der Stegwart hat die Brücke bei Seite gerollt und geht.

Die Dame sieht hinaus auf die Fläche des Sees —: Fredemann weiß, daß sie zum „Sybillenhaus" hinsieht. Nun wendet sie sich und geht langsam über den Steg. Sie hat den Gang einer Frau, deren Körper den gierigen Hunger nach Liebe nicht kennt: unantastbar ist dieser Gang. Die Haut des Gesichtes ist leicht gepudert — zart, wie aus Furcht, Begehren zu wecken — wie aus Furcht vor dem eigenen Begehren — wie aus Scham. Um so dunkler glänzen daraus die Augen wie Moorwasser aus Schnee. Verzehrend kühl die schmalen blaßroten Lippen — kühl wie ihr Gang. Aber das rötliche Haar schwält wie Feuer unter der Asche.

Und die Hände: schlanke, glatte, weiße, spielende, ewig-entgleitende Hände — heimlich-lüsterne, grausame Hände — — Keine Freundschaftshände. Eher Dirnenhände — Hände, um deren Tun sie selbst nichts weiß — und dennoch wissende Hände.

Fredemann wirft seinen Blick nach ihr aus und will ihre Augen zu sich ziehen wie einen Fisch an der Schnur. Aber auch sie entgleiten. Die Dame geht langsam vorüber.

„Sybille" — murmelt Fredemann wie im Traum: — da wendet sich die Dame jäh um — erstaunt, erschrocken. Und Fredemann sinkt in das lockende Dunkel der Augen — willenlos, hinströmend, unabänderlich. — Sie ist da, denkt er, erstarrt und keiner Bewegung fähig: Sybille ist da! Freude quillt in ihm auf, eine ängstlich-zerbrechliche Freude. Erfüllung singt es irgendwo.

Die Dame hat sich längst kopfschüttelnd abgewendet und ist weitergegangen. Sträucher schieben sich vor die schlanke Gestalt.

Oh, alles Licht ist gewichen — alles Licht haben sie aufgesaugt diese Augen — die Moorwasseraugen: — fliehe — flieh!

Fredemann rafft sich auf: ich darf sie nicht rufen! Und dann lächelt er: sie wird kommen. — —

— Still — still, sagt er zu sich, — wie leicht flieht die Freude aus der Welt! —

IV.

Fredemann ist nach Hause gegangen. Sein Herz flattert wie ein wilder Vogel im Käfig, denn er weiß, daß er Sybille entgegen geht, obwohl er sich scheinbar von ihr entfernt. Die schier unfaßbare Erfüllung seiner wunschvollen Ahnung dünkt ihn ganz selbstverständlich. Und die Erkenntnis reift in ihm, daß alles Selbstverständliche in jedem Alltag viel unfaßbarer ist als ein außerordentliches Ereignis, das man Wunder nennen möchte. Bei solchem Geschehen fühlt man die trostlose Armut und innere Verzagtheit dieser sich so sicher gebärdenden Zeit: man wagt an nichts zu glauben mit froher Gewißheit, was nicht gestern in gleicher Weise geschehen ist. Man hat Angst vor jeder Erfüllung, denn man fürchtet die Leere des folgenden Morgen. Und Furcht verscheucht die Erfüllung.

Ehe der Park beginnt, führt ein Steg über eine tiefgeschnittene Rinne, in welcher Moorwasser schwarz in den See fließt. Fredemann blickt hinab und erkennt das Geheimnis der dunklen Lockung: ein Algen-Grün schimmert hoffnungsvoll in der Tiefe. Er freut sich darauf, dies tröstliche Grün in Sybillens Augen zu suchen. Lächelnd sagt er das Wort, das ihm vordem Schauder erregte: der schluckende Tod — Ja, hinströmend absterben ist

größte Lust! Und jede Lust ist schluckender Tod für erfüllungssüchtige Wünsche.

Fredemann schreitet über den Steg als Einer, der bewußt vom Gestern in's Morgen geht und weiß, daß eben dies Schreiten einziges Heute — einzige Gegenwart ist, die ausgekostet sein will.

Fröhlich erreicht er das Haus und wirft sich in's sonnenwarme Gras. Stille legt sich um ihn wie ein duftender Mantel, in den sein endlos sich wiederholender Vogelruf sein schmückendes Ornament webt. Alle Inbrunst des Wunsches ist wach und formt sich den Namen: Sybille — —

Das Gartenot knarrt, Kies knirscht singend unter leichten Füßen: das ist der Takt ihres unantastbaren Ganges. Fredemann erhebt sich und geht ihr entgegen. Ihre Augen begegnen sich — rasches Erkennen hemmt ihren Schritt. Beider Lippen tasten nach Worten —: oh, wie belanglos und häßlich sind alle — abgegriffene Handelsware! Und dennoch sind sie gefährlich und voll tückischer Macht, zarte Verbindung roh zu zerreißen. Eine Wand kann sich türmen aus ihnen, daß keiner den anderen mehr kennt.

Ein Laut nur dünkt Fredemann sagbar — nur dieser Name, der Schicksal einschließt:

„Sybille —!" Zärtlich formt er ihn und hält ihn ihr gleichsam hin wie geheimes Erkennungszeichen. Sie staunt.

„Kennen Sie mich —?" Und auf Fredemanns lächelnd verneinendes Kopfschütteln: „Heute Mittag schon nannten Sie meinen Namen — auf dem Steg, als ich ausstieg, — erschreckt und verwundert scheinbar —? Oder fragend in unbewußt lautgewordenem Denken —?"

„Nein, nicht fragend. Denn ich habe Sie gerufen und wußte, daß Sie kommen mußten. Tag für Tag habe ich meinen Wunsch wie einen Funkspruch ins Ungewisse geschickt: — ein Mensch nur konnte ihn aufnehmen — so, daß er wiederum Wunsch in ihm wurde."

Das Moorwasser ihrer Augen schillert wie von Libellenflügeln zitternd erregt. Aber abgewandt und fast gleichgültig-kühl sagt sie:

„Man sagte mir, Graf Moorbach wohne jetzt hier?" —

Wieder schüttelt Fredemann lächelnd den Kopf. — Sie lügt, denkt er, sie mißtraut noch diesem Geschehen. Oh, wieviel Mißtrauen ist zwischen Mensch und Mensch! Daran zerbricht viel Freude. — Und Freude tut not! Aber lieber mordet man sie im Keim durch eine kleine ausweichende Lüge als daß man sie der Gefahr aussetzt, von bösem Gelächter gefressen zu werden. —

Ein Sonnenstrahl stößt durch die schattenden Zweige und wirft rotes Licht durch ihr Haar auf den Puderschnee. Oder ist es auch fliegende Röte von innen —: heilendes Fieber, das die Krankheit der lügenden Wirklichkeit austreibt und genesen läßt zur Gesundheit des wahren Traums —?

In Fredemannn wird es warm und hell vor froher Zuversicht:

„Wie Sie im Lichte stehen — unwirklich weiß und silbern —: Verkündigung!“ Sybille lächelt. „Fühlen Sie, wie die plumpe Schale zerbricht, die jedes Erlebnis umschließt? Und das Gespenst des mordenden Alltags zurückweicht? Kindlich-einfach und völlig selbstverständlich wird das Unfaßbare. Zweifeln Sie nicht mehr —: vertrauen Sie dem Geschehen!“

Ein Zittern fließt durch Sybillens Körper, als hätte tastende Hand sie begehrlich berührt. Ihre Augen suchen in seinen. Noch ist Fremdheit in ihrer Frage:

„Was sollte geschehen —?“

„Zwei Menschen, die zueinander gehören, begegnen sich. Sagen Sie nicht, daß dies seltsam sei: es ist nur traurig, daß es so selten geschieht. Und so oft, daß solche Menschen aneinander vorübergehen — nicht, weil sie sich nicht erkennen, sondern weil sie, wundgestoßen von vieler Enttäuschung, nicht wagen, es fröhlich zu glauben. Schön und klug ist Scham: aber sie darf nicht zur Mörderin werden keimender Freude.“

Zögernd und scheinbar nur, um Fredemanns kettendem Blick zu entgehen, hat Sybille einige Schritte getan — nun gehen sie nebeneinander dem Hause zu. An der Tür erst wird sie sich dessen bewußt:

„Ich gehe mit Ihnen, wie mit einem Freund — und darf es nicht einmal seltsam finden, daß ich Ihnen vertraue — Ihnen, dem Unbekannten.“ —

„Dem Geber des Funkspruchs“ — sagt Fredemann ernst. „Und kleinlich-mißtrauische Weigerung hätte Sie schuldig gemacht: — denn es gibt nur eine Schuld, die schmerzhaft lastet: Freude zerstören ohne Not.“

V.

Die Landschaft strahlt in abendlichem Licht. Über der blauen Fläche des Sees brennt in den blaueren Bergzug das sprühende Rot eines Ziegeldachs. Vom Ufer fließt breites Wiesengrün. Und wie dumpfer Baß zu hell-seliger Melodie hebt sich schwarzstarrender Tannenwald vielzackig in den metallischen Himmel. Hinströmende Fülle — sterbender Glanz — lustvolles Erlöschen.

An den in's Wasser vorgelagerten Stein, auf dem sie sitzen, plätschert Wasser – weich, demütig-zärtlich. So spielen auch Sybillens Finger in ihrem Schoß — nie ruhend, in leicht-gehemmter suchender Zärtlichkeit, wie Schmetterlinge sich haschend und wieder entgleitend — und plötzlich grausam aufzüngelnd wie junge Schlangen im Nest. Milchiger Glanz fließt von einem großen Opal —: Glanz wie Mondlicht auf Tränen — fahl wie das Weiße im Frauenauge, das in Wollust bricht. Fredemann sieht gebannt auf ihn hin —: Erinnerung regt sich, daß er solchen Stein gesehen habe an anderer Hand — — Aber es fällt wie ein Vorhang vor alle Vergangenheit. Sybille spürt seinen Blick — und ihre Hände halten inne im Spiel wie erschreckte Kinder. Als Fredemann wieder sinnend hinaussieht, streift sie heimlich den Ring vom Finger und läßt ihn in ihren Beutel gleiten: leis klirrt das Gold, als er fällt.

Unruhe flattert auf zwischen beiden. Ihre Blicke suchen tastend nach gemeinsamem Halt — und finden die Inschrift, die Sybille zum ersten Male liest:

„HIER WERDEN WIR SITZEN, SYBILLE, UND UNS LIEB HABEN."

„Ja —" sagt Fredemann wie das Amen nach einem Gebet und nimmt ihre Hand, die er küßt. Nichts Hemmendes ist mehr: diese Hand ist ihm zärtlich vertraut. Und sicher wie ein Sänger zu gegebenem Takt seine Stimme einsetzt in den Klang einer Symphonie, sagt er:

„Sybille, ich liebe dich —"

Das ist nicht bange Frage, die Antwort will — dies muß nur gesagt sein. Er sieht ihre Augen plötzlich groß und schreckhaft auf sich gerichtet — — es wird dunkel rings: alles Licht schlucken sie ein. Und er versinkt in sie — willenlos, hinströmend, unabänderlich. Aber schaudernd fühlt er plötzlich die Moorwasserkälte —: starre Fremdheit liegt darin. Sie hat seine Hand, die sie sehnend umfassen will, abgewehrt — noch spürt er das Beben ihrer Schultern.

Schwarze Bäume haben die Sonne verschluckt und hinter ihnen lauert die Nacht. Dämmerung fällt. Die Fläche des Sees erblaßt fröstelnd — tief aus dem Wasser kriecht Angst.

Da klammert Sybille sich plötzlich an ihn mit spitzem Schrei:

„Er ist da —! Er lauert —: er wird töten —!"

Fredemann reckt sich auf:

„Wer?"

„Er, den ich hasse — er, der mich liebt — —" Und mit scheuem Blick zu der Inschrift: „Er, der das schrieb — —"

Fredemann ist aufgesprungen und hat forschend umhergesehen:

„Es ist niemand da. Er lächelt und spricht sanft wie zu einem ängstlichen Kind: „Vor aller Erfüllung steht Angst."

Sybille schüttelt nur stumm den Kopf:

„Ich gehe —" Mit dem einen Schritt, den sie tut, entfernt sie sich weit von ihm.

„Du bist mir bestimmt!" sagt Fredemann hart, als könne er sie zu sich ziehen mit dieser starren Gewißheit. „Sprich, Sybille, ich liebe dich — —"

Wärme füllt ihren Blick — Moorwasser lockt: der schluckende Tod. Ihre Lippen krümmen sich schmerzlich:

„Wenn er nicht wäre —: er hat alles getötet —" Sie wendet sich ab und geht. Das Holztor knarrt und fällt in's Schloß.

Fredemanns bittend erhobene Hände fallen herab — müde und schwer. Er sinkt auf den Stein und vergräbt den Kopf in die Hände. — — Die in die Haare gewühlten Finger fühlen plötzlich die Form des eigenen Schädels wie eine Kugel — wie eine kahle Kugel — — Seltsame Verwandlung —: er hält diesen Kopf vor sich hin und sieht ein fremdes Gesicht mit toten, starr-fragenden Augen. Eine Hand schiebt sich über die fremde zerquälte Stirn: an hagerem Finger ein Ring, von dem milchiger Glanz ausfließt — — Grinsendes Lächeln löst die gespannte Haut des Gesichtes in vielfache Falten — der Mund öffnet sich: Ich freue mich solcher Wunder, die mir nie geschehen sind. —

Fredemann springt auf und forscht gehetzt umher. Freilich: es ist niemand da. Dennoch: der Unsichtbare hat sich zu erkennen gegeben — ein Feind, der zu bekämpfen ist, der nicht mehr hat als menschliche Macht. Aber das Haus starrt fremd und gehässig — schwer überhängend droht das Dach mit zerschmetterndem Schlag! Ein Weidenstumpf stößt aus dem Wasser nach ihm. Und alles zischt: geh!

Da lacht Fredemann gellend auf und schreit:

„Fremdling und Eindringling überall! Alles verschließt sich mir! Soll ich immer ein Bettler sein vor verschlossenen Türen? Oh, wie mein Sein sich sammelt und ballt —: wie ein Bergsturz muß es fallen über die Wunder-verwehrende Welt! Die Feindschaft der Dinge weckt meine trotzige Macht: rebellische Diener sind sie und mein Lachen soll Peitsche sein! Weg da: ich fordere Platz für mein Leben!!"

Alles ist frei. Vor dem Gelächter duckt sich das Haus scheu in die Dämmerung, und der Weidenstumpf beugt sich in kläglicher Schwärze schief über's Wasser.

Fredemann lauscht: hat da nicht böses Lachen geklungen — wie Widerhall —? Böses, kaltes, höhnisches Lachen —: Narr!

Nein —: Stille. Kein Laut rings. Nacht fällt.

Fredemann reckt sich auf: ich will kämpfen um mein wirkliches Wunder, das nicht Traum bleiben darf, —: um Sybille! Er geht in's Haus und schreibt an Graf Moorbach die Kampfansage:

„Sybille ist da und sie hat Moorwasseraugen. Der Wartende verdorrt, aber alles Schicksal erfüllt sich dem Wollenden."

Dann macht er sich auf, in's Dorf zu gehen und den Postbeamten herauszuschellen —: mögen sie schimpfen und lachen, die dürren Alltagsmenschen, denen ein Geldstück den Rücken krümmt!

Er läuft durch den Park, froh, wie von drückender Last befreit, zielsicher trotz wegverwischender Dunkelheit. Die Mauer der Bäume bricht ab: schwarz dehnt sich das Moor. Ein Bohlenweg führt hinein. Da sieht er — im Finstern verschwimmend — eine helle Gestalt.

„Sybille —!" ruft er erschreckt mit vom Laufen heiserer Stimme: ein spitzer Schrei trifft ihn — fliehend flattert das weiße Kleid. Die Gestalt ist verschwunden. Entsetzen jagt ihn auf —: Sybille im Moor! Er läuft — in dumpfem Trommeln bebt der Bohlenweg. Dort schimmert es wieder! Mürbes Riedgras, verwelkt, weich wie Greisenhaar, senkt sich wiegend. Darunter schluchzt es wie in duldender Qual. Zähe Feuchte klammert sich an die Schuhe — saugt und zerrt. Überall glitzert es tückisch, tröpfelt, schluchzt. Glühwürmer schwirren — Irrwische — gespenstisch in zuckenden Kreisen.

Da: fliehe — flieh! Rund und dunkel tut es sich auf —: das Moorwasserauge — — Fredemann erstarrt. Um seine Füße quillt es gurgelnd — kalt wie ein ekles Tier zwängt sich Schlamm in die Schuhe. Er fühlt sich sinken —:

„Hartes Herz —" murmelt er keuchend, „rette mich, hartes Herz!" Und in verzweifelter Klage: „Sybille —!"

Leiser Laut antwortet. Dicht bei ihm an vermodertem Baumstumpf geduckt eine verkrümmte Gestalt: aus weißem Gesicht Augen in starrer Angst. Ein Sprung trägt ihn zu ihr, er zieht sie empor — sie zittert. Erlöstes Aufatmen nur:

„Ah — du — —: nicht er —!"

Fredemann fühlt ihren Körper hilflos gelöst. Frohe Kraft strömt ihm aus ihrer hingebenden Schwäche. Dennoch: sie sinken. Wortlos hebt er sie auf und trägt sie zurück bis der Bohlenweg sie schützend aufnimmt.

„Ich hasse ihn — oh ich hasse ihn!" flüstert sie, immer noch bebend in Angst. „Sag, daß er nicht da ist. —"

„Es ist niemand da", sagt Fredemann lächelnd-ruhig. „Und wenn er da wäre —: ich liebe dich."

Sie sieht ihn an. Ihre Augen brennen.

„Nun will ich zu dir —! Nein, sag nichts mehr: alles lauscht. Er ist überall. — —“

Weißes Licht blüht auf hinter dem bläulich schimmernden Bergzug, der den Mond noch verbirgt. Vor dem Park schauen beide zurück: schwarz liegt das Moor — fern, wesenlos — ein zerschelltes Gespenst. — —

VI.

Auf der Altane blüht es aus vielen Gefäßen von grellen Wiesenblumen und zierlichen Gräsern. Fredemann steht mit Sybille Hand in Hand — der Druck ihrer zärtlichen Finger verschenkt sie ganz — in Erwartung des Mondes, dessen Licht schon wie ein weißes Tuch über Wiesen und Wasser gebreitet ist. Durch den Wald rieselt es, tropft von den Bäumen.

„Nicht fragen —“ sagt Sybille sanft wie ein bittendes Kind, da sie Fredemanns wortloses Warten fühlt, „viel Haß würde die Stille der Nacht zerbrechen. Sieh!“ Sie reckt sich auf. Weiß flutet ihr Kleid in weißerem Licht wie fallende Nebelschleier. Ihr Arm leuchtet hell in weitausholendem Schwung — gegen den gläsernen Himmel blitzt es auf — eine schimmernde Träne fällt: der Opal. Als ob ein Fisch abendlich Blasen aufwürfe zuckt die Fläche des Sees — kleine Kreise verwellen.

Sybillens Augen tuen sich lockend auf: aus schneeigem Weiß die tränenheißen, schluckend-tiefen, über alle Finsternis dunklen Moorwasseraugen. In blassem Rot wölbt sich ihr Mund — eine tötliche Frucht. Fredemann reißt sie an sich — wild — ganz sich vergessend — im Rausch der einzigen Stunde: das sind die Küsse, die man nie mehr vergißt. Ihre Hände zittern über sein Haar, seinen Hals, sein Gesicht — oh, diese kühlen, spielend-entgleitenden, grausam-lüsternen Hände!

Da hebt sich, langsam aufwachsend über bläulich sterbendem Bergzug, der Mond in dunklem tückischem Gelb — schreckhaft groß — eine kahle Kugel — ein grinsendes höhnisch-verzerrtes Gesicht. — —

Die beiden erstarren. Ihre zärtlich spielenden Hände verkrampfen sich.

„Er ist da —“ flüstert Sybille, „er ist immer da —!“

„Ich liebe dich!“ ruft Fredemann hell, als höbe er funkelnd ein Schwert.

„Ich hasse ihn — oh — ich hasse ihn!“ Und den Leib weit vorbeugend über den Rand der Altane zischt sie in's Licht: „Nie komm' ich zu dir — nie — nie —! Und wenn du dich

an mich klammerst mit deiner zähen Verzweiflung und wartest, bis du verdorrst!" Zerbrochen sinkt sie zurück in den Sessel und starrt vor sich hin. „Zehn Jahre wartet er schon — und soll warten sein Leben lang. Solange ich denke, hat er mich hetzend umstellt mit seiner gierigen Liebe. Dahin, wo du mich heute fandest, hat er mich damals gelockt, um mir — einem Kind noch — zu zeigen, wie meine Augen waren — — bis der Boden zu schlucken begann und das Dunkel den Weg verhüllte. Erstarrt in Angst sah ich seine Augen wie Irrwische flimmern —: er faßte mich an — nahm mich — — oh, ich hasse ihn noch wie in jener Stunde! Dreimal zerriß ich mein Brautkleid — bis man mich zwang. Dann entfloh ich. Seitdem wartet er. Tag um Tag — Jahr um Jahr — — Und ich habe seine Hoffnung genährt, daß das Warten ihn aussauge! Ich habe ihn arm gemacht und ihm alles genommen — nur die Hoffnung nicht. Ich habe den Ring geküßt an meiner Hand, denn ich wußte, daß der gleiche ihn quälte, wenn er ihn sah — — Warum ich dennoch kam, fragst du? Seine Hoffnung schien zu erlöschen —: ich wollte sie wecken — —"

„Ich habe dich gerufen," sagt Fredemann, „darum bist du gekommen."

Ihre kalt-brennenden, haß-harten Augen schmelzen in warmer Weichheit:

„Ja — ich liebe dich —"

Der Mond ist schrumpfend gestiegen und strahlt in mildem versöhnenden Weiß.

Fredemann nimmt ihre Hand:

„Unsere Liebe wird stärker sein, als dein Haß —"

„Ja —: sie wird ihn töten — —" Ein Geräusch wie von brechendem Ast im Weg scheucht sie auf. Vorgebeugt, geduckt wie ein Tier, steht Sybille und späht in Sträucher und Büsche. Wind weint in den Bäumen. Fröstelndes Schauern kräuselt den See.

„Es ist niemand da —" sagt Fredemann und hört den zerrissenen Klang der eigenen Stimme.

„Geh hinunter und sieh —: mich würgt die Angst. Er ist überall — —"

Fredemann sieht sie an:

„Ich werde ihn rufen — morgen. Ich will nicht stehlen."

„Morgen — —: ja." Ihr Lächeln ist fern und fremd. Und plötzlich wieder in irrer Angst: „Geh nicht —: er ist da —"

„Sag, daß du mich liebst —: nicht nur aus Haß — gegen ihn —"

„Du — ja: ich liebe dich! Oh, ich will frei sein, mich zu verschenken — dir — ganz — —“ Sie gibt sich in seinen Arm, weich und gelöst.

Fredemann reckt sich auf und hält ihr Gesicht vor sich hin:

„Du erfüllst mich ganz. Diese Stunde löscht alles aus — alle schwächliche Sehnsucht. Wirklichkeit tötet und wird getötet. Wem aber Traum je Wirklichkeit ward, der lebt ewig im Wunder —: der ist gefeit vor aller Feindschaft von Menschen und Dingen! —“

„Nimm!“ flüstert Sybille. Sie löst einen Reitersäbel rasch von der Wand und schließt seine Hand um den Griff.

Fredemann lächelt und geht. Die Treppe ächzt, der Riegel kreischt hell, Nacht verschlingt seinen Schritt. Hochragende Zweige strecken sich — wie Hände breit — gegen das Licht des Mondes. In ihren Schatten flackert von oben zaghafter Schein eines Windlichts.

Traumwandelnd geht er ums Haus —; alles ist ausgelöscht, was nicht Sybille heißt. Am Ufer umfängt ihn sprühende Helligkeit — wie ein Blinder tappt er hinein. Da — aufblickend — sieht er Sybille auf dem Rand der Altane —: nackt — weiß im Licht — den Arm um den Pfosten geschlungen. Ihr Haar zuckt wie Flammen um Hals und Schultern — die Knospen der Brüste brennen.

— Erfüllung! singt es in ihm.

Ein hartes metallisches Knacken springt in die lastende Stille —: Erstarrung! Schweigen wächst auf — gespenstisch sich türmend zu verschüttendem Fall — — und löst sich in peitschendem Schuß. Sybillens Körper steift sich — bebt wie ein Baum unterm Axtschlag — sinkt lautlos, vornüber sich neigend, hinter den Rand der Altane — — Die Scherben des Windlichts nur klirren kläglich wie dünner Schrei —

Fredemann brüllt auf — stürzt vor — : eine kahle Kugel hebt sich aus schwarzem Busch — tote, finstere Augen starren ihn an — verzerrtes Lächeln spielt um den Mund:

„Narr! Narr des Wunders! Geh! —: Narrheit ist unverwundbar —“

Eisiger Schauder schließt Fredemanns Mund — die Hand krampft sich um den Griff des Säbels.

„Geh!“ zischt es wieder in sein Gesicht. „Fremdes Schicksal wolltest du listig stehlen —: Fluch des Diebes soll ewig auf dir sein! Euer Leben, ihr Wundernarren, ist Mord! Geh!! Hier geschieht Wirklichkeit — und letzte Erfüllung!“ Weiß hebt sich ein hagerer Finger: milchiger Glanz fließt vom Stein am Ring —: „Hier werden wir sitzen, Sybille, und . . .“ Grausiges Lachen steigt in die Nacht. Er ist an ihm vorübergegangen — der Türe zu —

Da wirft sich Fredemann auf: geschnellter Muskel nur — nur Hieb! Die kahle Kugel — weiß im Dunkel — färbt sich: dennoch schwindet sie. Kein Fall — kein Laut —: Schritte schwer die Treppe hinauf — — —

Fredemann taumelt zurück — hell klirrt der Stahl auf dem Kies. Und plötzlich beginnt er zu laufen — unaufhaltsam — keuchend — von Grauen gehetzt — — —

Auf einem Hügel jenseits des Waldes erst sieht er zurück: zuckende Flammen — blutroter Feuerschein — hochstoßende Wolken wie Fäuste in den Himmel geballt —: das „Sybillenhaus" brennt!

Fredemann hebt sich hoch — lastend in Fülle:

„Gesammelt bin ich und schwer —: wie ein Bergsturz falle ich über die Wunder-wehrende Welt!"

Er geht.

Morgenrot färbt die Wälder wie Adern mit pulsendem Blut.

Ulrich Steindorff:

GEDICHTE

GEBURT DER GÜTE

Dir begegnen, Welt in Welt,
Sturz und Tanz,
Welch Ineinanderbrennen!
Vor Dir her aus Deinen Händen fällt
Weg und Glanz
Und blühendes Erkennen.

Morgen stößt mich, aufgetan und breit,
Dir entgegen,
Deinem Atem, Wind der Stadt,
Sturm und Wirbel hingerißner Zeit.
Welch ein Taumel auf den Wegen
Über Stein und Blatt.

Dir begegnen, welch ein Glühen
Welt in Welt.
Völker stürzen, wenn wir uns umfassen.
Dürre Länder fangen an zu blühen.
Güte fällt
In die schwarzen Erdengassen.

MENSCH ZU MENSCH

Den Straßen hingegeben
Und leeren Plätzen,
Wie sind wir blind
Und schmerzlich wie zerrissen,
Weil wir nicht wissen,
Wo wir gehen und sind.

Wann werden wir uns erheben
Aus fremdem Entsetzen?
Wann werden wir uns sehen,
Einander hingerissen,
Und endlich wissen,
Daß wir nicht einsam gehen?

Siehe, von Stadt zu Stadt
Gemeinsam sind wir da;
Unselig und zerrissen,
Weil wir nicht wissen,
Wie nah
Mensch den Menschen hat.

MUTTER

Wer weiß denn um die Weichheit Deiner Hände
Und ihre Kühle, die durch lange Stunden
Auf heiße Augen niedertaut.
Nur eine Mutter ist so ohne Laut
Und trägt sich aus den Zimmern der Gesunden
So stillen Ganges zu der Fieberwende.

In Deine sanfte Mutterschaft verloren,
Hast Du mich jungem Tage zugetragen,
Und im Gesang, der in Dir liegt,
Mich in den Schlaf, den lösenden, gewiegt,
Daß ich, dem alle Tore zugeschlagen,
Aus Dir zum andern Mal geboren.

Wer weiß denn um der Mutter Süße
Und ihr Erblühen vor dem Kinde,
Als läge Gott auf ihrem Knie.
Unendlich lieben sie,
Und stehn erst still im letzten, kalten Winde,
Mit Wunden zugedeckt die müden Füße.

Oscar Guttmann:

AN MEINE LIEBEN PROLETEN!

Ob sich Radikal-Banausen finden, die beim Lesen dieser Kapuzinerpredigt nach der roten Polizei rufen? — S.

Proletarier der ganzen Welt! Genossen! Genossinnen meiner Schmach, ich kenne Euch nicht (oder wenig), aber ich mißbillige Euch. Hört auf mein Wort, ich träufele es Euch wie Balsam ins nicht genügend gesäuberte Ohr.

I.

Meine lieben Proleten, man geht bei der Behandlung, die man Euch jetzt in der ganzen Welt, besonders aber im lieben, unheiligen deutschen Reiche so unzweckmäßig liebenswürdig zuteil werden läßt, von zwei falschen Voraussetzungen aus:

1. Man hält Euch für klug, für einsichtig, für Vernunftgründen zugänglich, für logisch denkende Wesen, für homines sapientes — und Ihr seid nichts als dumm, schrecklich dumm, saudumm, bêtes comme chou.

2. Man hält Euch für aufrecht, für ehrlich in Eurer Meinung, glaubt, Ihr seid aufopferungsfähig für Eure Idee — und in Wahrheit seid Ihr Feiglinge, niedrige Feiglinge. Heute wie früher und immer. Traun fürwahr.

Dummheit und Feigheit sind Kennzeichen der Masse. Und nicht bloß Ihr, meine lieben Proleten, leidet daran, sondern die ganze „Méchante Rasse“ (so nannte sie ein — pfui Teufel — Hohenzoller) der Menschen überhaupt

ist so: feige und dumm, dumm und feige. — Aber ich will mich auf Euch beschränken. Das soll mir heute genügen. Sela.

II.

Wenn man, z. B. ich, das ist ein sogenannter Intellektueller (mit einem höchst proletarischen Einkommen, dafür aber mit einer gewissen Erziehung, die ich mir selbst zuteil werden ließ; meine Eltern hatten dazu Gottlob keine Zeit; sie arbeiteten) — wenn also beispielsmaßen ich in den ersten Augusttagen 1914, als sich Eure Brust, Proleten, vor Kampfbegier schwellte und vor Begeisterung (allons enfants de la patrie in Paris — immer gebrüllt — es braust ein Ruf wie Donnerhall vor dem Palais des Kronprinzen in Berlin — wißt Ihr noch?) hob — wenn ich (zum letzten Male) etwa damals auf einer Tram in Preußisch-Berlin an der Sprea heiligem Wasser, wo ich mich damals aufhielt, zu einem Arbeiter äußerte (damals sprach der Arbeiter mit unsereinem noch höflich und wich sogar älteren Bürgern aus; heute gehört die Welt dem Müllkutscher und das Trottoir dem flegelnden Proleten, mit den Händen in den Hosentaschen, à la française und der (35 Pfennig-)Zigarette im Mundwinkel, (Vive la liberté), also: äußerte, daß diese Kriegsbegeisterung ekelhaft sei, ekelhaft die Aussicht auf gegenseitiges Todschießen, auf zerfetzte Glieder und blutende Menschenkörper, daß auch in Frankreich und Rußland Mütter weinen, Bräute und Frauen jammern, Kinder brüllen werden, daß der Krieg eine zu beseitigende und zu vermeidende Rohheit und Barbarei sei und daß sich jeder Menschenfreund weigern müsse . . . . . weiter kam ich nie. Denn die schwielige Faust des Arbeiters (mit schmutzigen Nägeln notabene) entgegnete, indem sie sich meiner Nase entgegenschob: Wat? wat?? *Sie,* Sie wollen uns wat erzählen? Sie wollen uns unsern schönen Krieg vaekeln? Icke sage Ihnen, in sechs Wochen sind wir

in Paris. Immer feste druff uff det Lausepack, die Franzosen mits jroße Maul, und die Russen mit die Knute. Da kann die janze Welt kommen, den zeijen wir et schon. Sie wolln uns die Bejeisterung vabieten! Sie sind wolln Spion, wat? — Und ich verschwand. Bêtes comme chou. Ihr habt Euch in Frankreich nicht anders geäußert. Bêtes!

III.

Seht, meine lieben Proleten, das ist mir nicht *einmal,* sondern hundertmal widerfahren. Ihr aus Feigheit organisierten Dummköpfe und aus Dummheit organisierten Feiglinge — damals wart Ihr alle begeistert — (nicht widersprechen!) Ihr wart es. Ganz gleich die Gründe, Ihr wart es, die Masse war es und Ihr mit. Und gerade damals hättet Ihr zeigen können, was Ihr seid. Damals, an jenem verfluchten 4. August 1914 hättet Ihr wie *ein* Mann aufstehen müssen und brüllen: Halt, Staaten, halt, wir machen nicht mit. — Zwölf Millionen deutsche Arbeiter mußten damals Heeresfolge verweigern. Zwölf Mi lionen französische Arbeiter mußten damals die Gewehre fortwerfen, zwölf Millionen englische Arbeiter mußten damals schreien: Verbrecher, hört auf — weil sie alle nicht auf ihre Brüder (Proletarier aller Länder vereinigt Euch!) auf ihre Menschenbrüder schießen wollten. Was hätte man Euch getan? Nichts, gar nichts. Glaubt Ihr, man hätte 36 Millionen Männer an die Wand gestellt? Man *konnte* Euch nichts tun! Acht Tage Generalstreik, acht Tage keine Hand gerührt — und der Krieg war zu Ende. Und zwölf Millionen Menschen, die heute zerfetzt und zerrissen, verschüttet, erstickt und ertrunken sind, hätten weiter geatmet im rosigen Licht. Und wenn das nur in einem Eurer sogenannten Vaterländer geschehen wäre, wenn es z. B. nur die deutschen Arbeiter erklärt hätten, so haltet mir nicht entgegen, daß deren Feinde (blödes Wort), deren Gegner es nicht mitgemacht hätten.

Ihr wißt es nicht, es ist auch belanglos. Was für einen Eindruck hätte es auf die englischen und besonders auf die amerikanischen Genossen gemacht, wenn sie der Funkspruch erreicht hätte: die deutsche Arbeiterschaft verweigert Heeresfolge, sie weigert sich, dem Blutbefehl zu gehorchen, sie zieht die Menschlichkeit dem irrsinnigen Begriff „Vaterland" vor. — — Was, glaubt Ihr wohl, wäre geschehen? Hätten Euch Eure Brüder draußen in der Welt wirklich im Stich gelassen? War Eure Internationalität nur ein leeres Geschrei? — Wenn nicht, dann wäre Euch die Welt zugefallen, wäre deutsch geworden (wie der verbannte Jude Heine in Paris einmal träumte), alles hätte Euch bewundert und geliebt. Die Idee der deutschen Sozialdemokratie (die sich wohl mit dem Proletariat so ziemlich deckt) hätte die Welt beherrscht. — Statt dessen, was geschah? —

Die sozialdemokratische Fraktion des humorweckenden deutschen Reichstages, dieses Typus einer Volkszertretung, ließ verkünden (und alles war gerührt, sogar Wilhelm II., der Letzte): „*Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich!*" — Aber die *Menschheit* habt Ihr im Stich gelassen. Wie ein ewiges Brandmal liegt dieses Wort auf Euch, wie ein Zeichen ist es jedem Eurer damaligen Vertreter in die Stirn gebrannt.

Die französische Sozialdemokratie billigte alles, was ihre Koalitionsregierung beschloß und bewilligte soviel sie wollte gegen die „boches". Die englische, du lieber Gott: „Was für ein Pack . . Wie können wir hoffen, in diesem Lande eine aktive Demokratie zusammen zu schweißen, wenn die Labour-Party — die Labour-Party, in eine derartige Regierung eintritt und ruhig zusieht, wie ihr Führer schlecht behandelt, insultiert und von Lloyd George entlassen wird, bloß weil er die Wahrheit sagt? Wäre das Proletariat nicht völlig verknechtet, bestände es nicht aus minderwertigen Leuten, die mit ihrer Minderwertigkeit ganz zufrieden sind — es hätte

bereits vor Jahren die Regierung des Landes an sich gerissen. Der Krieg wäre mit Ehren beendet worden. Niemals werden ihm die Kapitalisten freiwillig ein Ende machen. Sie wagen es nicht! Millionen Leben wären gerettet worden, die ganze Welt wäre der Freiheit um eine Stufe näher gekommen. Das englische Proletariat jedoch blökt wie ein schwaches Schaf, und sogar Munitionsfabrikanten und Zeitungsinhaber dürfen sich gestatten, seine Führer zu insultieren. Jedes korrupte Schwein, das ein medizinisches Diplom oder eine Groschenanstellung bei der Regierung besitzt, darf ohne jede Gefahr den britischen Arbeiter quälen und martern . . . . Denn dies behagt dem Proletarier! Die Arbeiterklasse Englands verdient alles, was man ihr antut; sie verdient es gezwungenerweise, für die Zwecke der Munitionsfabrikanten zu sterben. Sie verdient, den Staub lecken, den Hut abnehmen, am Boden kriechen und danken zu müssen, wenn man sie ihrer Freiheiten beraubt.. . . im heiligen Namen der Freiheit. Sie läßt sich von als patriotische Labour-Führer maskierten Regierungsagenten betrügen, läßt ihrer Presse einen Maulkorb anlegen, die Männer und Frauen, die das geringste Rückgrat haben, ins Gefängnis werfen, mit gemeinen Verbrechern in eine Zelle stecken, vom Polizeimagistrat beschimpfen. Jene, die kein Kaki tragen, erdulden willig alles, solange sie vom Schützengraben befreit werden und eine Lohnerhöhung erhalten." (Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit, 1. Akt.) Die englische Arbeiterschaft hieß sogar die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gut und gab damit alle gerade von den Engländern gepflegten und hochgehaltenen Freiheitsideale auf. Sie unterwarf das Land demselben Dienstzwang und demselben Gehorsam (England expects every man to do his duty), den sie im deutschen Militarismus angeblich bekämpfte. Sie machte sich derselben verlogenen Heuchelei schuldig wie die Regierung des verflossenen deutschen Kaiserreichs. Nirgends

gab es in all den feindlichen Parlamenten ein Wort der Versöhnung, ein Wort der Menschlichkeit. Sie waren genau wie das deutsche eine Stätte nationaler Verblendung. Und Ihr, Proleten, immer mit, immer mit. Mit dem Staat, der Eure Brüder wie Hunde knechtete, der jede Menschlichkeit mit Füßen trat und in Blut ersäufte, mit Rußland und seinem so friedlichen Blutzaren wart Ihr ein Herz und eine Seele. Im Gefühl des Hasses gegeneinander — wart Ihr einmal einig. Es war ein ekelhafter Anblick.

Ein einziger war ein Mensch — Liebknecht — er hat es damals gefühlt, nachdem Ihr geduldet habt, daß man Jaurès straflos meuchelte. Damals war er einer von den ganz Großen. Später wurde er kleiner — noch später wie ein Hund erschlagen. Hosianna in excelsis.

IV.

Aber Eure unsagbare Feigheit geht noch viel weiter. Jetzt, nachdem der Krieg zu Ende, teils gewonnen, teils verloren, jetzt, nachdem Ihr Eure „Vaterländer" und deren Verbrechen als Mitschuldige (Ihr tatet nichts, *sie zu verhindern*) so lange verteidigt habt aus Gründen, die immer dumm waren (denn zum Schießen und Töten liegt niemals, selbst nicht bei Notwehr, ein Grund vor), jetzt, wo Ihr nicht mehr Angst habt vor den „Herren", deren Befehlen Ihr Euch im August 1914 freudig fügtet, jetzt, da Europa geschwächt und ohnmächtig (auch gegen Euch) am Boden liegt, jetzt kommt Ihr wie ein wildes Vieh und saugt ihm das letzte Blut, die letzte Kraft aus. Jetzt habt Ihr Mut und ein großes Maul (das z. B. andere auch schon früher hatten: da war es aber gefährlich, eins zu haben und zeugte wenigstens von Mut), jetzt könnt Ihr streiken und faullenzen und Löhne erpressen und dreistdumm Euch aufblähen, jetzt, wo jeder Lauselümmel den Herren spielt, jetzt, jetzt, jetzt. Statt daß Ihr zu Hause sitzt und Buße

tut. Denn Ihr seid die Schuldigen an allem. Ihr. Nur Ihr. Hört endlich auf nach den Schuldigen am Weltkrieg zu suchen. Ihr seid die Hauptschuldigen; denn Ihr hättet — als die letzten, aber ausschlaggebendsten — das Gemetzel noch in letzter Stunde verhindern können. Ihr seid schuld, Proleten, Ihr ganz allein.

V.

Und deshalb soll es mit Euch, mit Euren hungernden Kindern, mit Euren abgezehrten Frauen und Euren abgehärmten Müttern kein Mitleid geben. Eure Feigheit (aus Dummheit) und Eure Dummheit (aus Feigheit) hat ganz zuletzt dieses Elend über die Welt gebracht. Ihr solltet zu Grunde gehen, alle, restlos; jeder, besonders jeder Intellektuelle, der nicht so dumm ist wie Ihr (das werdet Ihr wohl nicht bestreiten) war nicht so feige wie das berühmte „internationale Proletentum". — Die Internationale des Geistes hat protestiert, sie allein, freilich vergeblich, verlacht von der ganzen Welt, voran von Euch, Eurer Presse und Euren Führern und Verführern. Wie hat man auf die „Geistigen", die „Dichter", die „Pazifisten" gespieen! Und Ihr wart das nicht in letzter Reihe. — Shaw in England, Rolland in Frankreich, Heinrich Mann in Deutschland und das kleine Häuflein mutiger und kluger Männer, die taten, was vor allem (nach Eurem vierzigjährigen Gerede) Eure Pflicht war. Die hatten den Mut. Aber sie blieben allein. Denn sie stützten sich auf etwas, worüber Ihr grinst und Witze macht und lacht, nämlich auf *den Geist,* auf Ihr Gehirn. Ihr hättet können die ausführenden Hände zu diesem Gehirn sein. Aber Ihr lagt auf dem Bauche und brülltet: Deutschland, Deutschland über alles und Rule Britannia und mußtet auf Russen und Franzosen, Engländer und Deutsche schießen, die plötzlich aus Euren (angeblichen) Brüdern Eure (angeblichen) Todfeinde geworden waren. Der

frische fröhliche Krieg war Euch gar nicht so unangenehm. Ihr gingt wie zu einer besseren Rauferei — Weihnachten in Paris — Hurrah — Neujahr in Berlin — Russen und Franzosen treffen sich an der Elbe — Ihr hattet die ehrenvolle Aufgabe, Euere Vaterländer (die auf Euch pfiffen) nicht im Stich zu lassen. — Aber den Geist, die Menschlichkeit, verkörpert in den von Euch zwar nicht gekannten oder verstandenen, trotzdem aber verlachten Intellektuellen ließt Ihr im Stich, genau wie Ihr noch heute jeden „Gebildeten" mit Wonne verrecken ließet, mit Wonne verkommen und verhungern. Denn Ihr verachtet den Geist. Und Ihr liebt die rohe Gewalt. Und deshalb ist Euch recht geschehen, recht in alle Ewigkeit. Amen.

VI.

Eure Sehnsüchte, Proleten, entsprechen Eurer Dummheit (Eurer Unkultur). Ihr kennt nur eines, was Euch glücklich macht: Geld (weil Ihr nie welches gehabt habt). Darum, nur darum habt Ihr Eure „Ausbeuter", Eure „Unterdrücker", Eure „Sklavenhalter" beneidet. Tja, wenn Ihr Geld hättet (habt Ihr immer gewinselt). Für Geld hättet Ihr Euch eine Villa, ein Auto, ein Weib (oder viele von „die Feinen") gekauft, wahllos, geschmacklos, kulturlos; nur teuer. Ihr seid alle in Eurer Sehnsucht üble Parvenus primitivster Art. Denn Sehnsucht nach Klugheit, nach Intelligenz, nach Geist haben nur ganz wenige von Euch gehabt. Diese Dinge waren für Euch wertlos, weil sie nicht zu kaufen waren. „Jeld ist schon Jeist", das ist Euer dümmster Wahlspruch. „Wenn ick reich bin, brauch' ick nich klug zu sind; denn bin ick eben klug, weil ick reich bin." So dachtet Ihr immer, damals wie heute. Und daher dieses dumme Jagen nach dem Geldlappen ohne jede Überlegung, daher Eure verbrecherische Sehnsucht nach Geld. Für Euch ist Geld alles. Alles andere, selbst das Vaterland, das Ihr in der Stunde der Gefahr (welche Pose) bekanntlich nicht im Stich lassen wolltet,

ist Euch ganz wurst und gleichgültig. Darum richtet Ihr Europa jetzt ebenso gern völlig zu Grunde, wie Ihr es damals vor irgend etwas retten wolltet, als es (angeblich) bedroht war. (Ihr seid freilich zu dumm, um zu bemerken, daß Ihr eine Art Selbstmord zu begehen im Begriffe seid.) Alle sogenannten Vernunftgründe, die Euch Eure jetzt reumütig bekehrten Führer und Verführer herbeten, verlacht Ihr. Mit Recht. Ihr wißt viel besser, wessen Ihr fähig seid. Ihr könnt vor der Macht kriechen, als Feiglinge, und vor der Ohnmacht auftrumpfen, als Dummköpfe, und Euch aufblähen wie die Ochsenfrösche. Und das tut Ihr und geht Eurem Ideal „Geld" nach, bis der fast totgeprügelte Staat nichts mehr hergeben kann. Und wenn es Euch gelänge, die Macht an Euch zu reißen in dem Maße, als sie den früheren widerlichen Machthabern zur Verfügung stand: Ihr wärt weit schlimmer. Schlimm ist der Junker, schlimmer der Großindustrielle, ekelhaft ist der Bourgeois. Aber wehe uns vor der Herrschaft der schwieligen Faust. Und ich will jene alle gerne ertragen und williger als diese.

VII.

Proleten, meine Liebe gehört Euch weiß Gott nicht. Aber mein Haß auch nicht. Im Grunde seid Ihr mir so gleichgültig, wie mir alle Menschen (ausgenommen ich mir selber) gleichgültig sind. Ihr seid mir zu undifferenziert, Eure sogenannte Psyche ist mir zu mager. Haltet dagegen die Art und Weise, wie man Euch heute behandelt. Es ist lächerlich. Wenn die sogenannten „Herren" etwas weniger durch die Ereignisse vor den Kopf geschlagen wären, (das tat die bisher kindlich verlaufene russische, deutsche und ungarische Revolution — genau, wie bei Euch, nur umgekehrt. Wie wolltet Ihr alle einer wirklichen Revolution des Geistes standhalten? Oh, über Euch Kleine!) gäben sie Euch täglich einen halben Liter Schnaps. Und alles wäre gut. Ihr würdet

es in Eurer Euch dann angenehmen Benommenheit gar nicht merken, wie man Euch in den Karren, in den Ihr auch gehört, wieder einspannt. „Wenn ick nur zu fressen und zu saufen habe, arbeete ick janz jerne!" — Wie oft hörte ich im Kriege diese Weisheit, als ich jahrelang als „Gemeiner" unter Euch „Gemeinen" verkam.

Proleten, Ihr seid nicht zum Herrschen geboren, das ist nur etwas für die ganz klugen Leute und für solche, die Mut haben; die auch Mut haben, wenn sie allein stehen. Ihr, Proleten, habt manchmal etwas Verzweiflung und Unbesonnenheit, die dem Mute ähnlich sehen, wenn Ihr in Massen auftreten könnt. Und dieser Mut kommt oft nur zu Stande, weil Ihr Eure Angst gegenseitig beschwichtigt, sie gegenseitig niederbrüllt, denn Ihr argumentiert mit der Lunge, nicht mit dem Gehirn. Durch die Masse erscheint Ihr stark (nicht durch den Geist); Ihr seid aber nicht stark genug, Ihr seid nur viele. Und daher seid Ihr der Feind jedes Fortschrittes, weil Ihr den Geist verachtet. Für Euch ist der Intellektuelle ein Faulenzer und der Ziegelträger der einzig wahrhaft arbeitende Mensch. Ihr beurteilt den Kulturwert des Einzelnen nach der Menge des Schweißes, die er bei seiner „Arbeit" vergießt. Ihr habt noch nie einen Gedanken gehabt; (Euch zu sagen, wie tröstlich das ist, hat wenig Sinn. Es wäre für Euch ein Märchen. Und selbst Märchen passen Euch nicht mehr, weil Ihr nie glaubtet, außer an Geld und Schnaps) daher verachtet Ihr Gedanken, obwohl Ihr nur von denen, die andere gehabt haben, lebt. Aber das wollt Ihr gar nicht hören, nicht glauben und nicht wissen.

Proleten, ich wünschte, daß Ihr verschwändet. Aber das wird nie sein. Ich mag Euch nicht. Ihr stört. Das Leben wäre wesentlich schöner ohne Euch, glaubt es nur, mag es auch kindlich klingen. Fahrt ab. Adieu. Es gibt nur eine Sünde in der Welt, und das ist die Dummheit. Ihr seid deren edelste Vertreter. Weg. — Hol Euch der Teufel! Amen. Sela.

Otto Zarek:

BERUFUNG

Wirf mich nicht aus, als wäre ich ein Spiel
In buntem Wechsel! Vielen zu gefallen.
Wirf mich nicht aus, mein Gott!
Ich bin ja Du, und bin in mir und allen
Die letzte Inbrunst und das weite Ziel!
Wirf mich nicht aus, mein Gott!

Wirf mich nicht hin, wie man die Hunde speist
Und streut den Abfall der gewohnten Dinge
Vor jedes Tier als billiges Geschenk.
Ich bin das Seltene, das: Dich beweist,
Und werfe nicht den Irrsinn meiner Sprünge
Vor jedes Tier als billiges Geschenk.

Weißt Du es, Gott, daß ich Mich nur entkleide
In Deinem Hain als letzter Mensch und Geist!
Weißt Du es, Gott: Ich bin Dein Wort!
Weil ich in jeder Strophe: Dich erleide,
Bin ich der Eine, dem Du Dich verleihst,
Und bin, Du weißt es, Gott, Dein Wort!

In gleichem Format und in derselben Ausstattung wie im vorigen Jahre erscheint noch im November:

UNSER WEG 1920

EIN JAHRBUCH
DES VERLAGS PAUL CASSIRER
MIT BEITRÄGEN VON ERNST BARLACH
BERNHARD BERNSON / EDUARD BERNSTEIN / MAX DERI / KASIMIR EDSCHMID / KURT EISNER / JULIUS ELIAS / AUGUST GAUL / ROBERT GENIN / OTTO GLEICHMANN / GEORG ENGELBERT GRAF / GEORGE GROSS / RUDOLF GROSSMANN / WALTER HASENCLEVER / ADOLF VON HATZFELD / OTTO JENSSEN / KARL KAUTSKY / ADOLF KESTENBERG OSKAR KOKOSCHKA / ELSE LASKER-SCHÜLER WILHELM LEHMBRUCK / MAX LIEBERMANN / FRANZ MARC / HANS MEID / LUDWIG MEIDNER / EDVARD MUNCH / EMIL SCHÄFFER / RENÉ SCHICKELE / BRUNO SCHÖNLANK / GOTTFRIED SALOMON / RICHARD SEIDEL / MAX SLEVOGT / ERNST TOLLER
REINHOLD VON WALTER
ADOLF WEISSMANN

MIT GANZSEITIGEN ABBILDUNGEN
UND EINEM ORIGINALHOLZSCHNITT VON
ERNST BARLACH

3 MARK
GEBUNDEN 5.50 MARK

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Soeben beginnt zu erscheinen:

FERDINAND LASSALLE

Gesammelte Reden und Schriften

Vollständige Ausgabe in zwölf Bänden
herausgegeben und eingeleitet von
EDUARD BERNSTEIN

Subskriptionspreis:
Jeder Band 10 Mark; in leichtem Pappband 12 Mark; in gediegenem Halblederband 18 Mark. Der Bezug des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes. Nach Schluß der Subskription wird der Preis erhöht.

Einteilung der zwölf Bände

Band I: Italienischer Krieg. Franz von Sickingen. Band II: Verfassungsreden. Das Arbeiterprogramm und die anschließenden Verteidigungsreden. Band III: Die Agitation für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Das Jahr 1863. Polemik. Band IV: Das Jahr 1864. Aktenstücke. Band V: Lassalles ökonomisches Hauptwerk, Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch und die anschließenden Kontroversen. Band VI: Philosophisch-literarische Streifzüge. Band VII und VIII: System der erworbenen Rechte. Band IX und X: Herakleitos. Band XI: Verteidigungsreden. Band XII: Briefe Lassalles. Sach- und Personenregister.

Diese Ausgabe tritt an die Stelle der seinerzeit im Auftrage der sozialdemokratischen Partei veranstalteten und seither vergriffenen Gesamtausgabe, die von Eduard Bernstein, wohl dem besten und gewissenhaftesten Kenner Lassalles, zusammengestellt, eingeleitet und erläutert ist. Der Verlag hat auch in drucktechnischer Hinsicht alles aufgeboten, um eine allen Ansprüchen genügende und der Bedeutung des großen Sozialisten würdige Gesamtausgabe zu schaffen. Die ersten vier Bände erscheinen schon im Herbst, die weiteren Bände in rascher Folge, so daß die Ausgabe im Frühjahr 1920 vollständig vorliegen dürfte.

Gleichzeitig erscheint als selbständiges Werk in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

FERDINAND LASSALLE

Eine Würdigung
des Lehrers und Kämpfers von
EDUARD BERNSTEIN

10 Mark; in Pappband 12 Mark; in Halblederband 18 Mark

PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN W10